Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 24 (1967)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes-rendus

Ernst Heitsch: **Aphroditehymnos, Aeneas und Homer.** Sprachliche Untersuchungen zum Homerproblem. Hypomnemata Heft 15. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1965. 148 S. DM 24.–.

Daß die Aeneasepisode im *Y* der Ilias und der homerische Aphroditehymnus der Huldigung für ein troisches Fürstengeschlecht dienen sollten, das sich von Aeneas ableitete, hat schon U. v. Wilamowitz ausgesprochen. In seinem postum erschienenen Iliasbuch und der in dieses aufgenommenen Studie über Ilias und Aphroditehymnus weist K. Reinhardt beide Schöpfungen dem gleichen Dichter zu, nämlich Homer, welcher seinem fürstlichen Gönner in der Troas zu Ehren den Kampf zwischen dessen vermeintlichem Ahnherrn und Achilleus in die Ilias einbezogen habe. Hier setzt nun H. mit seinen Sprachbeobachtungen ein, welche zum Ergebnis führen, daß jener Abschnitt des *Y* nicht nur zur jüngsten Schicht von Ilias und Odyssee gehöre, sondern auch später als die Gedichte Hesiods zu datieren sei. Was sich daraus als zwingende Folgerung ergibt, ist die Einfügung der Aeneasepisode durch einen Bearbeiter, der mit Reinhardts Homer nicht identisch sein kann. Daß derselbe dabei eine ursprünglich selbständige Dichtung, ein Einzellied, verwendet habe, schließt H. einleuchtend aus der Helferrolle Poseidons, die sich mit seiner sonst stetigen Parteinahme für die Achäer nicht vertrage. Den Ursprung dieses Einzelliedes wie des mit ihm sprachlich und thematisch nahe verwandten Aphroditehymnus sucht H. im Umkreis der kleinasiatischen Aeneaden. Die allgemeinen Folgerungen, welche sich aus seinen Ergebnissen für das Homerproblem ergeben, überläßt er weiterer Forschung; sie werden kaum in unitarische Richtung führen. F. Wehrli

Giacomo Bona: **Studi sull'Odissea.** Università di Torino, Filologia e Glottologia 1. Giappichelli, Torino 1966. 247 S. 3200 Lit.

Mißtrauisch gemacht durch die Einführungsworte von Antonio Maddalena, der den Analytikern auf dem trügerischen Grund der platonischen Idee einer einheitlichen Poetik zu stehen vorwirft, und durch die methodologische Einleitung mit ihrer Forderung, den Dichter im Falle einer Dublette nicht von außen zurechtzuweisen, wendet sich der Verehrer griechischer Epik der Behandlung des konkreten Zetema zu, das die Verse *o* 68ff. aufgeben; das ganze Buch von Bona besteht aus der Auseinandersetzung mit den bekanntesten Zetemata der Odyssee, und das genannte, an den Schluß gestellte ist allerdings eines der wichtigsten bei der Frage nach einem oder mehreren Odysseedichtern. Während nun mit Sicherheit gesagt werden kann, wie *o* 113ff. zu beurteilen sind (zuletzt Mus. Helv. 1962, 5), zählt B. die Autoritäten auf, die *δ* 613–619 oder *o* 113–119 streichen, spielt sie gegeneinander aus und verpaßt so die längst gewonnene Einsicht, daß einmal *o* 68 an *δ* 619 angeschlossen hat (schon Fr. A. Wolf hatte an *δ* 620ff. angestoßen). Genau so geht er bei allen andern Zetemata vor. Das Buch, ruhig und mit Geschmack geschrieben, ist brauchbar sozusagen als Forschungsbericht. W. Theiler

Jan Peter Locher: **Untersuchungen zu *ἱερός* hauptsächlich bei Homer.** Diss. Bern 1963. IX, 81 S.

Kurz nacheinander sind mehrere, sich zum Teil ergänzende Arbeiten über *ἱερός* erschienen, so P. Wülfing-von Martitz, *Ἱερός* bei Homer und in der älteren griechischen Literatur, Glotta 38 (1960) 272–307; 39 (1961) 24–43, P. Ramat, Gr. *ἱερός*, scr. *iṣiráh* e la loro famiglia lessicale, Die Sprache 8 (1962) 4–28, und eben diejenige von Locher. Letzterer hat die zuerst genannte berücksichtigt, auf den Aufsatz von Ramat konnte er nur noch in Korrekturzusätzen hinweisen. Das Ziel seiner Arbeit ist, durch Interpretation des Sprachgebrauchs, besonders bei Homer, die eigentliche Bedeutung von *ἱερός* zu erfassen. Fragen lautlicher Natur (z. B. das Verhältnis von *ἱερός* – *ἰαρός* – *ἰρός*) werden zwar auch besprochen, ebenso kurz die Ableitungen (z. B. *ἱερεύς*, *ἱερεύω*); doch ergeben sich dabei keine neuen Aspekte. Von der Verwendung als Substantiv (*ἱερὰ ῥέζειν* u. ä. «Opfer darbringen») zu den verschiedenen adjektivischen Gebrauchsweisen fortschreitend (z. B. *ἱεραὶ ἑκατόμβαι* «den Göttern gehörend», *Ἴλιος ἱρή* «außerordentlich, wunderbar stark u. ä.», *ἱερὴ ἷς Τηλεμάχοιο* «außerordentlich oder wunderbar aktiv»), kommt er über stets neue Versuche einer Umschreibung schließlich zum allgemeinen Nenner, den er folgendermaßen festhält: «von unvergleichlicher Impulskraft» oder «Machtentfaltung, die als etwas im Grunde Fremdes dem Menschen entgegentritt» (S. 76). Daß mehrere Wendungen bei Homer vielleicht nur das Ergebnis einer künstlichen Entwicklung sind, deutet er selbst an. Damit scheiden sie jedoch für die Feststellung der Grundbedeutung aus. Außerhalb des epischen Sprachgebrauches ist aber, wie mir scheint, die Beziehung auf

die Götter sehr deutlich, und zwar schon im Mykenischen, das bereits die Ableitungen *ijereus* und *ijereia* kennt. Besonders wertvoll ist meines Erachtens die Untersuchung innerhalb einzelner Wortfelder, so z. B. die Abgrenzung zwischen *ἱερά* und *ἑκατόμβη* (S. 17ff.), zwischen *Ἴλιος* und *Τροίη* (S. 38ff.) oder zwischen *ἱερός, ἁγνός, ἅγιος* u. ä. (S. 65ff.). Einleuchtend, wenn vielleicht auch etwas überspitzt, ist die Gegenüberstellung von lat. *sacer* «den Göttern (willentlich) übereignet» (S. 77). E. Risch

Polinnia. Poesia greca arcaica, ed. *Gennaro Perrotta, Bruno Gentili.* Nuova edizione a cura di *B. Gentili.* G. d'Anna, Messina/Firenze 1965. 401 S. 2500 Lit.

Auswahlen griechischer Lyrik gibt es auch im deutschen Sprachgebiet, in Übersetzung z. B. von W. Marg, Reklam Nr. 1921–23, aber nicht neuere mit kommentiertem griechischem Text. Die großformatige mit einigen Bildern geschmückte Polinnia erscheint nach 17 Jahren von neuem, und wenn auch die Einzelerklärung manchmal eher für Ungeübte bestimmt scheint – dankenswert jedenfalls ist die kurze lesbische Grammatik –, so fehlt es nicht an originellen Einführungen zu den einzelnen Gedichten, z. B. zu Sappho 2 Diehl «forse l'ode più famosa della poesia mondiale». Zu Ehren des verstorbenen Perrotta sollen seine Beiträge zu Theognis, Archilochos, Hipponax, Sappho, Alkman und Pindar im ganzen unverändert sein. Allerdings gerade zu Archilochos 2 D. *ἐν δορί* gibt Gentili eine neue Deutung: «auf der Schiffsbank», etwas zu niedrig für die dreimalige Anapher. Obgleich vieles zu rühmen wäre, sei mit einigen Bedenken fortgefahren: zu der leidigen Metrik. Zu Alkman 58 D. und Simonides 4 D. vgl. Mus. Helv. 1965, 79f. (da ist S. 77 das Schema am Schluß der Strophe des pindarischen Nomos-Gedichtes verdruckt). Die Annahme, daß Simonides 4 epodisch gewesen sei, was einschließt, daß nach den ersten zwei («Boeckhschen») Versen sechzehn solche – statt vier – ausgefallen sind bis zur Wiederaufnahme des *Πιττάκειον*, ist unwahrscheinlich. Die sapphische Strophe wird als eigentlich tristichisch dargestellt; dann vielmehr distichisch, denn nach dem ersten Elfsilbler ist Hiat nicht erlaubt (Sappho 1, 21 lies *διώξετ'*); richtig aber gilt als tristichisch die alkäische Strophe, weswegen Alk. 298, 12 Lobel-Page am Anfang des dritten Strophenverses die Ergänzung *δ'ἄιξε πόντον* unmöglich ist. Das neue Simonidesstück S. 315ff. (Pap. Ox. 2432, vgl. Bowra, Hermes 1963, 257) muß vielmehr mit Lloyd-Jones und Bowra Bakchylides gehören. Die Metrik aus e- und mei-Gliedern (zur Bezeichnung Mus. Helv. 1955, 182, 10) und vereinzelten mit Doppelsenkungen begegnet bei Pindar Ol. 2 und Bakchylides 17 (Doppelsenkungen in 2, 8 bzw. 17, 10f.), ist aber dem noch reiner daktyloepitritischen Chorlied des Simonides nicht zuzutrauen. W. Theiler

Georgios Fatouros: **Index Verborum zur frühgriechischen Lyrik.** Carl Winter, Heidelberg 1966. XII, 415 S. Gr.-8°. DM 40.–.

Obwohl wir jetzt für mehrere Lyriker recht gute Spezialindices besitzen, vermißte man bisher doch schmerzlich einen Index für die gesamte ältere Lyrik. Diese Lücke füllt nun das vorliegende Werk aus, das alle Dichter bis und mit Pindar (und Korinna) umfaßt und im ganzen wirklich das leistet, was man von einem solchen Index verlangen kann. Eigentliche Fehler sind mir nicht begegnet. Aber man kann sich fragen, ob es richtig ist, bei den zahlreichen kontroversen Fällen einzig diejenige Form aufzuführen, welche die als maßgebend betrachtete Edition bietet, und zwar auch dann, wenn die Überlieferung ausschließlich oder teilweise etwas anderes hat. Sehr bedauerlich ist, daß z. B. unter *θυμιάω* Sapphos *θυμιάμενοι* (2, 4) fehlt und auch *μαλίαν* (ibd.) nirgends erwähnt wird. Doch lassen sich in dieser Hinsicht Unebenheiten kaum vermeiden. Unbefriedigend ist leider der Druck selbst. Daß maschinengeschriebene Seiten einfach reproduziert werden, mag vorteilhaft sein. Warum wählt man aber ausgerechnet eine Schreibmaschine, deren *ς* viel zu groß ist und die kein * hat? Vor allem machen die enge Zeilenschaltung und sonstige äußerste Sparsamkeit im Setzen von Zwischenräumen das Schriftbild sehr unübersichtlich. Seiten wie z. B. 110/111 (mit *ἐγώ* und *ἐθέλω*) oder 364 (*τε*) sind für das Auge unerträglich. Und das ausgerechnet bei einem Werk, das die griechische Lyrik besser erschließen will und erst noch von einem Sohn dieses mehr als andere auf Schönheit bedachten Volkes verfaßt ist! E. Risch

J. A. Philip: **Pythagoras and early Pythagoreanism.** Phoenix, Journal of the Classical Association of Canada, Suppl. Vol. 7. University of Toronto Press 1966. 222 S. $ 6.50.

In der neueren Forschung hat man sich bemüht, das verwirrende Auseinanderklaffen der pythagoreischen Überlieferung in eine kathartisch-ethische und eine wissenschaftliche Komponente dadurch zu bewältigen, daß man das eigentlich rationale Denken mathematischer Richtung jüngeren Pythagoreern zuwies, welche innerhalb ihrer religiösen Gemeinschaft eine mehr oder weniger gesonderte Stellung eingenommen hätten. Den umgekehrten Weg zum

Verständnis schlägt J. A. Philip ein, indem er Pythagoras ganz in die problemgeschichtlichen Zusammenhänge der vorsokratischen Philosophie stellt und die religiös-magischen Züge seiner Erscheinung nach Möglichkeit in die Legende verweist. In der Beweisführung geht er von den aristotelischen Nachrichten über die Pythagoreer aus, die sich nach seiner Meinung auf Pythagoras selbst beziehen. Dessen Lehre sei von den Nachfolgern in mündlicher Überlieferung treu bewahrt worden, bis Philolaos sie durch Aufzeichnung weiteren Kreisen bekannt gemacht habe.

Das gewichtigste Argument, welches Philip für sein Bild von Pythagoras zur Verfügung hat, ist dessen Herkunft aus dem geistig weit vorangeschrittenen Osten der griechischen Welt. Unbewältigt bleiben für ihn aber selbst bei äußerster Skepsis gegenüber der widerstrebenden Überlieferung mindestens die Bezeugung der Seelenwanderung für Pythagoras, die wir Xenophanes verdanken, und die wegwerfende Art, in der Heraklit ihn als Schwindler behandelt. Und da Philip den Sakralgeboten der Akusmata oder Symbola wenigstens allgemein ein hohes Alter zubilligt, müßte er auch von hier aus zur Anerkennung einer archaisch gebundenen Lehre des Pythagoras gelangen. Außerdem geht es nach den Forschungen von K. Meuli und E. R. Dodds kaum mehr an, alle schamanistischen Züge mit der Behauptung abzutun, Schamanentum sei der spätarchaischen Zeit der Griechen überhaupt fremd gewesen (S. 159ff.). So bleibt es wohl auch im Hinblick auf Empedokles und andere Vertreter des Überganges zwischen zwei Welten dabei, daß Pythagoras eine sakralethische Heilslehre vertrat, daß aber die spekulativen, speziell zahlensymbolischen Elemente derselben die Möglichkeit einer rationalen Ontologie in sich trugen, welche spätere Schulangehörige entwickelten. F. Wehrli

Σωτήριος Ι. Δάκαρης: Οἱ γενεαλογικοὶ μῦθοι τῶν Μολοσσῶν. Ἀθῆναι 1964. 169 S., 5 Tf.

Von den drei wichtigsten Stämmen des alten Epirus, den Thesprotern, Chaonern und Molossern, haben allein die letzteren eine einigermaßen geschlossene genealogische Überlieferung. In einer eingehenden Analyse des archäologischen, toponomastischen, inschriftlichen und literarischen Materials gibt der verdiente Ephoros von Epirus einen Überblick über die Wurzeln und die Ausgestaltung der genealogischen Mythen der Molosser und damit zugleich über die Geschichte des Epirus von den ersten jungsteinzeitlichen Siedlungsspuren über die Einwanderung der Molosser am Ende des 13. Jahrhunderts und den Höhepunkt unter Pyrrhus bis zum Aufgehen im Römischen Reich (168). Spuren der Verbindung mit der griechischen Genealogie des troischen Sagenkreises finden sich schon in den Nostoi; aber ein geschlossenes genealogisches System als Ausdruck politischer Tendenz und Macht bildet sich erst spät, als unter den Königen Tharypas (423/2–390/85) und Alketas (385–370) in Epirus ein eigentliches Staatswesen nach athenischem Muster geschaffen wird. Die Einführung des Alphabets, die ersten Silberprägungen, inschriftlichen und literarischen Nachrichten machen deutlich, daß im Epirus erst in diesem Augenblick die historische Zeit beginnt.

Zum Kernstück der Beweisführung wird die Deutung der Andromache des Euripides, die 423/22 gleichsam zur Inthronisation des in Athen erzogenen Königs Tharypas in Passaron aufgeführt worden sei und neben den anderen troischen Tragödien des Dichters gleichsam als *γενεαλογικὴ βίβλος* mit dem politischen Anspruch auch die über Neoptolemos auf Achill zurückgeführte molossische Überlieferung zunächst nach Dodona und Thessalien, dann auf die ionischen Inseln, nach Delphi und Lakonien verbreiten hilft.

Hinter dem verständlichen Bemühen, den ursprünglich griechischen Charakter von Mythen und Geschichte der Molosser herauszustellen, tritt eher zurück, was wir als Hauptergebnis festhalten würden: Wie dieser Stamm, spät zur Schriftlichkeit, damit zur Geschichte gekommen, im Kontakt mit der Hochkultur Athens zu politischem Leben erwacht, unter Pyrrhus (297–272), in Raum und Zeit zwischen Alexander und Rom, sich kurz zu welthistorischer Bedeutung erhebt, bevor er wieder 100 Jahre später aufgeht im Römischen Reich, welches Alexanders Weltmachtträume geerbt und verwirklicht hat. M. Imhof

Gerold Walser: **Die Völkerschaften auf den Reliefs von Persepolis.** Teheraner Forschungen hg. v. Deutschen Archäologischen Institut, Bd. 2. Gebr. Mann, Berlin 1966. 112 S., 88 Taf., 2 Falttaf. DM 80.–.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist die Veröffentlichung des großen, 81 m langen, 1932 von Herzfeld entdeckten Frieses an der Osttreppe des Apadana des Xerxes in der Palastanlage von Persepolis, da dieses so wichtige geschichtliche Denkmal in der großen Persepolispublikation nicht eingehender behandelt ist. Herzfeld hatte sich die Behandlung des Denkmals vorbehalten, war aber vor seinem Tode nicht mehr dazu gekommen. Der Verf. konnte ein Manuskript Herzfelds zu einem Buch über die Geographie des Perserreichs benutzen, das 1947 in Kairo zum Druck gegeben, aber nicht gedruckt war, als verloren galt und 1965 in Kairo wiedergefunden

werden konnte. Dazu hat der Verf. die Reliefs auf vier Reisen in den Jahren 1960–64 selber untersuchen können, das letzte Mal unter Mitwirkung eines vom Deutschen Archäologischen Institut zur Verfügung gestellten Berufsphotographen. Walser stellt die große Darstellung in den Gesamtrahmen ähnlicher altorientalischer Darstellungen von Tributzügen auf babylonisch-assyrischen und ägyptischen Denkmälern, zeigt aber auch, daß sie sich in einem wichtigen Punkt von ihnen unterscheidet und damit zugleich ein Denkmal der geistigen Haltung der Perser und ihrer Könige ist. Nicht der Triumph des Siegers über die Unterworfenen spricht aus dem langen Zug der Gabenbringer, es sind auch nicht Tribute, sondern kostbare Geschenke, die die Völker des Perserreichs zum großen Neujahrsfest in Persepolis in freudig festlichem Zuge dem König darbringen, der damit als der fürsorgliche Schützer des vom Vertrauen der Völker getragenen Reichs erscheint. Unter Heranziehung der sonstigen Völkerlisten des Perserreichs, wobei die Philologen besonders auf die Kommentierung der berühmten Satrapieliste Herodots aufmerksam gemacht seien, werden die Szenen im einzelnen erläutert. Die 88 Tafeln geben hervorragend klare Aufnahmen der einzelnen Teile des großen Frieses und zugehöriger Denkmäler, auch von wichtigen Einzelheiten in Großaufnahmen, die beiden Falttafeln die zeichnerische Wiedergabe einmal der throntragenden Völker der Reliefs an den Achämenidengräbern und des großen hier behandelten Frieses im ganzen. Ernst Meyer

Tuttu Tarkiainen: **Die athenische Demokratie.** Aus dem Finnischen übersetzt von Rita Öhquist. Bibliothek der Alten Welt, Reihe Forschung und Deutung. Artemis-Verlag, Zürich 1966. 383 S. Fr. 38.50.

Das gescheite Buch eines finnischen Diplomaten und Staatsrechtslehrers, der sich durch Quellenlektüre, zumal aber an Hand einiger Standardwerke (z. B. Hatzfeld, Glotz, Durant, Sinclair, Hignett, Jones) in bewundernswerter Weise mit seinem Thema vertraut gemacht hat. Ausgezeichnet ist die Fähigkeit T.s, die richtigen Fragen zu stellen und je in eindringenden Erwägungen die Breite wie die Tiefe der Problematik mindestens in Umrissen deutlich zu machen. Allen Schlagworten und Generalisierungen begegnet er mit erfreulicher Skepsis. Die wichtigste Leistung des Buches ist wohl, daß es die frühen Stadien der Verfassungsform, die dann als Demokratie begriffen wurde, daraufhin untersucht, wie weit hier schon ein demokratisches Bewußtsein und Ideal wirksam war. Im ganzen kann T. freilich nicht mehr geben als seine Gewährsmänner, und da er diese etwas einseitig ausgewählt hat (Berve, Schaefer, Hasebroek, Wade-Gery kennt er anscheinend nicht, bei der Isonomie fehlt die Kenntnis Vlastos', Ehrenberg wird zweimal am Rande zitiert), ist sein Buch, zumal sofern es über das Institutionelle hinausgeht, oft hinter seiner Zeit zurück. Die Geschichte des Rechtsdenkens (Latte!) fehlt weitgehend, die Gesellschaftsgeschichte (in der T. übrigens mit zu groben Klassenkategorien arbeitet) ist vernachlässigt, die außenpolitischen Voraussetzungen der perikleischen Demokratie werden kaum geklärt. Oft fragt man sich, warum der Verlag – und gerade dieser! – nicht einen Sachverständigen zugezogen hat, um Autor und Übersetzerin auf überflüssige Fehler und Unsicherheiten hinzuweisen (kein Mensch glaubt mehr, daß Solon ein Kaufmann [72] und Kleisthenes' Phylenreform von Peisistratos [89. 94] war; «Bulenmitglieder» [252] und «Lohn-» [statt Diäten-]«system» [135, Überschrift!] ist unangebracht). So scheidet man zuletzt doch etwas enttäuscht von diesem gerade dank den Perspektiven des Diplomaten und Staatsrechtlers in vielem so anregenden und fruchtbaren, klugen, verständnisvollen Buch. Christian Meier

Wilhelm Kierdorf: **Erlebnis und Darstellung der Perserkriege.** Studien zu Simonides, Pindar, Aischylos und den attischen Rednern. Hypomnemata Heft 16. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1966. 130 S. DM 18.–.

Der Verf. setzt sich in seiner überarbeiteten Dissertation das Ziel, die Darstellung der Perserkriege in der *zeitgenössischen* Literatur zu untersuchen; von vorne herein aber scheidet er eine systematische Bearbeitung Herodots aus unter Hinweis auf die neue Arbeit G. Gottliebs (Diss. Frankfurt 1964).

Im ersten Kapitel interpretiert K. die Fragmente 63 D., 83 D. und 5 D. des Simonides sowie frg. 109 Sn. von Pindar, wobei es einleuchtet (S. 31), daß die *Ἡσυχία*, die der *στάσις* entgegengesetzt ist, innenpolitisch gemeint und nicht als außenpolitische Neutralität zu fassen ist, ferner Isthm. 8 und 5, die beiden Athen geltenden Dithyramben frg. 76/77 Sn. und Pyth. 1. – Das zweite Kapitel hat eine Interpretation von Aischylos' Persern zum Gegenstand (S. 48–82). K. stellt fest, daß Aischylos' Kenntnisse persischer Gegebenheiten über das bloß Konventionelle hinausgingen (z. B. V. 864ff.); schon aus diesem Grunde ist es aber nicht glaubhaft, daß er – und Herodot – von Persepolis nichts gewußt haben sollten (S. 52 mit Anm. 2). Kluge Bemerkungen fallen zur Regie und zum Bühnenhintergrund des Stückes. K. kommt zum

Schluß, daß Aischylos die geschichtlichen Tatbestände – so wie er sie sah – nur dann verändert habe, wenn sie seiner theologisch-moralischen Deutung nicht entsprochen hätten (S. 80).

Das dritte Kapitel handelt vom Erlebnis und der Propaganda in den «Taten-Katalogen» der attischen Redner. Wenn auch der Rahmen der zeitgenössischen Literatur hier deutlich gesprengt wird, so sucht K. die Wurzel der rühmenden «Taten-Kataloge» im direkten Erlebnis der Perserkriege durch die Zeitgenossen, was zweifellos richtig ist. Nur scheinen die Ergebnisse dieses Teils der Untersuchung in keinem Verhältnis zu stehen zum Aufwand: was hinter der systematisierenden Topik dieser Kataloge an wirklich zeitgenössischem Erleben steht und was historisch-politisches, stark rhetorisiertes Nachempfinden der späteren Generationen ist, ist schwer zu scheiden; auch wird der «Taten-Katalog» zu sehr vom *ἔπαινος τῶν προγόνων* getrennt (das Buch von K. Jost, Das Beispiel und Vorbild der Vorfahren, Rhetor. Studien 19 [1936] hätte zum ganzen Fragenkomplex beigezogen werden müssen), die Art, wie die Athener ihre Leistungen in den Perserkriegen selbst beurteilten, zu wenig mit der bekannten *φιλανθρωπία* Athens in Verbindung gebracht, die ja schon durch die mythischen Beispiele belegt wird. Doch tun diese Einschränkungen dem Wert der Untersuchung K.s keinen Abbruch: Es handelt sich um ein kluges, überlegtes Buch, das durch seine auf umfassender Literaturkenntnis beruhenden Interpretationen Neues bringt. H. R. Breitenbach

Max Imhof: **Euripides' Ion.** Eine literarische Studie. Francke, Bern 1966. 95 p. Fr. 18.–.

En 1958 G. Zuntz formait le vœu que chacune des pièces conservées d'Euripide fût interprétée séparément, comme une œuvre d'art et une création dramatique se suffisant à elle-même. Tel est le but que se propose l'auteur du présent petit livre, excellent à plus d'un égard: il offre une analyse des thèmes et des motifs d'Ion, en relation avec une étude de sa composition. Cette analyse occupe le corps de l'ouvrage; elle est suivie de notes abondantes, où l'on trouve quantité d'observations utiles, notamment sur la forme de certaines parties de la pièce (prologue, stichomythies, scènes en tétramètres, etc.), et des réflexions non moins instructives sur les problèmes de méthode posés par l'interprétation d'une tragédie de style tardif comme Ion. En fait, ce travail est une contribution remarquable à la connaissance de l'art et de la technique élaborés par Euripide dans les dernières années de sa carrière. – Non que le lecteur ne trouve rien à reprendre dans les évaluations et les jugements de l'auteur. Pour nous en tenir aux lignes générales de son étude, le signataire de cette note se demande, par exemple, si la notion d'«Ironie» et la distinction entre «äußere» et «innere Handlung» possèdent en réalité la valeur herméneutique qui leur est prêtée dans le présent livre. Il ne lui paraît pas que le recours à ces concepts établisse partout de manière évidente l'unité de dessein de la pièce et son caractère tragique. Mais ce sont là matières où les divergences sont inévitables: la confrontation de points de vue opposés est, comme l'indique l'auteur lui-même (cf. p. 58, n. 13), le chemin de la compréhension du dernier Euripide. A. Rivier

Heinrich Gomperz: **Sophistik und Rhetorik.** Das Bildungsideal des *εὖ λέγειν* in seinem Verhältnis zur Philosophie des V. Jahrhunderts. Unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig und Berlin 1912. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1965. 291 S.

Eine Neuauflage des bekannten Werkes von H. Gomperz hat nicht nur wissenschaftsgeschichtlichen Wert. Wenn seine Hauptthese in ihrer überspitzten Form auch als überwunden gelten darf, so ist es doch dank der Fülle seines Materials und der ausgezeichneten Einzelinterpretationen noch für die heutige Forschung unentbehrlich.

Gomperz gehört zu den Überwindern des von Platon begründeten Urteils, die Sophisten seien philosophische Nihilisten gewesen. Seine Folgerung aus den vielen Zeugnissen einer durchaus konventionellen Protreptik, ihre Angriffe auf die überlieferte Ethik seien zum guten Teil Spiel mit der Paradoxie und darum von geringer praktischer Tragweite gewesen, trifft wohl wesentlich das Richtige. Und ebenso ist ihm – wenigstens mit Einschränkung – beizupflichten, wenn er entsprechend ihrer antiken Charakterisierung als Lehrer der Arete feststellt, die Sophisten seien primär nicht Forscher, sondern bloße Vermittler modernen Wissens und Denkens gewesen. Daß ferner die Rhetorik in ihrem Unterricht eine zentrale Stellung einnahm, ist unbestreitbar, doch geht es zu weit, deswegen mit Gomperz alle Lehrinhalte zu bloßen Mitteln rednerischer Zielsetzungen zu degradieren. Wären nicht wenigstens die bedeutendsten Vertreter der alten Sophistik Denker von Rang gewesen, deren Interessen weit über das bloß Rhetorische hinausgingen, so hätte Platon sie nicht seiner leidenschaftlichen Feindschaft gewürdigt. Dies gilt vor allem für Protagoras, dessen erkenntnistheoretischen Relativismus Gomperz in manchem ausgezeichnet interpretiert, dann aber durch die Behauptung um seine geschichtliche Bedeutung bringt, er sei als bloße Grundlegung einer aller Fesseln entledigten Psychagogie zu verstehen. F. Wehrli

Barbara Ehlers: **Eine vorplatonische Deutung des sokratischen Eros.** Der Dialog Aspasia des Sokratikers Aischines. Zetemata Heft 41. C. H. Beck, München 1966. 150 S. DM 22.–.

Mit ihrem Versuch, die Aspasia des Aischines zu rekonstruieren, gelangt B. Ehlers in der Würdigung des Gehaltes und der Einordnung der einzelnen Zeugnisse entschieden über die früheren Interpretationen hinaus. Daß manche ihrer Ergebnisse trotzdem hypothetisch oder auch fragwürdig bleiben, ist angesichts der geringfügigen Überlieferung beinahe unvermeidlich.

Die erzieherische Wirkung von Eros erkennt B. E. auch als Thema von Aischines' Alkibiades, nur daß sie dort von Sokrates statt von Aspasia ausgeht. Von einer vorplatonischen Deutung des sokratischen Eros kann sie sprechen, sofern sie mit historisch getreuen Zügen des aischineischen Sokratesbildes rechnet und dieses zeitlich vor Platons Symposion und Phaidros ansetzt (einen terminus post bildet für sie der Gorgias, während der Lysis außer Acht bleibt). Wenn sich dabei von selbst versteht, daß alle spekulativen Elemente der platonischen Erosphilosophie fernzuhalten sind, so wird man Aischines dafür mit der Vorstellungswelt der rhetorischen Erotikoi in Beziehung setzen dürfen. B. E. erkennt den unplatonischen Charakter von Aischines' Dialogen vor allem daran, daß sie die Frage nach dem Wesen der Arete offensichtlich nicht stellen, sondern diese ganz im Sinne des Herkommens behandeln. Sie nimmt dementsprechend auch mit Recht an, Aischines sei ferne davon gewesen, die perikleische Politik mit der Radikalität Platons zu verurteilen. Damit steht allerdings ihre Interpretation des Alkibiades im Widerspruch, nach welcher in der dortigen Beurteilung des Themistokles der Aretebegriff der platonischen Apologie und die strenge Abrechnung mit den vier großen Staatsmännern Athens im Gorgias nachwirken soll. F. Wehrli

Helen North: **Sophrosyne.** Self-knowledge and self-restraint in Greek literature. Cornell University Press, Ithaca, N.Y., 1966. 391 S. 10 $.

Die von H. North vorgelegte Studie, welche die Zeit von Homer bis zu den Kirchenvätern umfaßt, stellt durch ihre eindringlichen und weitausholenden Interpretationen einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der antiken Ethik dar. Während Ilias und Odyssee noch den moralisch neutralen Wortsinn Verständigkeit für Sophrosyne belegen, wird diese in der jüngeren Literatur unter dem Einfluß religiöser und politisch-sozialer Kräfte zur Tugend des Maßes und der Selbstbeherrschung in den verschiedensten Lebensbereichen. Von den drei Tragikern erweist sich Euripides als derjenige, welcher populären Sophrosyne-Vorstellungen am nächsten kommt, und besonders treu spiegeln sich diese in der Rhetorik von Isokrates über Cicero bis zur zweiten Sophistik. Im platonischen System der vier Tugenden gelangt der Begriff zu spekulativer Bedeutung, und die Begegnung zwischen griechischer Philosophie und jüdisch-christlicher Überlieferung führt zu einer Verbindung mit theologischen Tugenden wie Pistis und Agape. Die Apologeten erheben Sophrosyne im Sinne der Keuschheit zur vornehmsten christlichen Tugend, und hauptsächlich von Origenes und den Kappadokiern wird diese Stellung im Anschluß an den Platonismus theologisch unterbaut. Als Befreiung von irdischen Leidenschaften mit Reinheit (Katharotes, Hagneia usw.) identisch, bereitet Sophrosyne den Weg zur Vereinigung mit Gott, sei es in der Kontemplation, der *ὁμοίωσις θεῷ* oder in einer anderen Form vor. F. Wehrli

Martin Hennicke: **Die Hybris im Geschichtsbild Thukydides' und Caesars.** Athen 1966. 15 S. (mit neugriechischer Übersetzung des Aufsatzes S. 16–29).

Der kleine Aufsatz zerfällt in zwei Teile, die innerlich nicht viel miteinander zu tun haben, denn die Bezogenheit auf den Hybrisgedanken, der im ersten, Thukydides geltenden Teil genuin ist, wirkt im zweiten, den beiden historischen Monographien Cäsars gewidmeten Teil, eher künstlich. Doch besitzen beide Partien ihren eigenen inneren Wert: In prägnanter gedanklicher Kürze werden im ersten Teil einige Grundkonzeptionen des Thukydides herausgearbeitet, wobei hauptsächlich neuartig beleuchtet wird, wie der Historiker das Tun und Wollen Kleons und Alkibiades' parallel zur Darstellung des Perikles gestaltet hat, wodurch er bewußt den Gegensatz der beiden jüngeren Staatsmänner gegenüber dem älteren zur Geltung bringt, und wie die Darstellung des Hybrisgedankens weite Partien des thukydideischen Werkes durchzieht, was fast einer tragisch-ironischen Grundstimmung entspricht. (Ähnliches konnte auch in Xenophons Hellenika festgestellt werden, vgl. RE IX A 2, 1682. 1684 – man könnte auch hier an thukydideischen Einfluß denken.) – Der zweite Teil zeigt auf, wie Cäsar im Bell. Gall. und im Bell. Civ. gewissen parallelen Aufbauprinzipien folgt (bes. S. 12). H. R. Breitenbach

Hans-Peter Stahl: **Thukydides.** Die Stellung des Menschen im geschichtlichen Prozeß. Zetemata Heft 40. C. H. Beck, München 1966. 187 S. DM 28.–.

Es zeugt für den Gedankenreichtum des Thukydides, daß sein Werk stets von neuem zu Deutungsversuchen von Rang einlädt, die wie der anzuzeigende geeignet sind, das Verständnis

zu vertiefen. Der Verf. beginnt mit einer kritischen Übersicht der bisherigen Interpretationen, welchen er darauf die eigene gegenüberstellt. Es geht ihm vor allem um den Nachweis, daß Thukydides selbst kein Anhänger der von ihm dargestellten Machtpolitik Athens war und daß er nicht die Absicht verfolgte, aus der Geschichte eine Anleitung zu staatsmännischem Erfolg zu gewinnen. Durch die Analyse einer Anzahl größerer Episoden weist er typische Strukturelemente der Erzählung nach, zu denen vor allem menschliche Zielsetzungen und Berechnungen einerseits sowie ihre Durchkreuzung durch Affekte, Versäumnisse oder widrige Umstände anderseits gehören. *πάθος* und *συμφορά* schaffen häufig Situationen, welche solchen der tragischen Bühne entsprechen und Thukydides in einem bisher kaum beachteten Ausmaß als Wegbereiter der dramatischen Geschichtsschreibung im Hellenismus erweisen. Dies schließt in sich, daß die Thematik über das Politische hinausgreift und sich zum allgemein Menschlichen ausweitet.

So überzeugend dieser Tatbestand an den meisten der vorgeführten Beispiele nachgewiesen wird, bleibt doch die Frage offen, welchen Stellenwert er für das Gesamtwerk des Thukydides hat. Meint dieser wirklich, daß das Geschick von Staaten wie von Einzelmenschen letzten Endes von irrationalen Mächten bestimmt wird, wie der Verf. aus seinen Interpretationen zu folgern scheint? Die Leidenschaft des politischen Denkers, in Aufstieg und Katastrophe Athens eine Gesetzmäßigkeit zu erkennen, würde dadurch gegenstandslos. Und beweist nicht die Würdigung des Perikles sowie die Zäsur in der athenischen Kriegsführung, welche Thukydides mit seinem Tode eintreten läßt, daß er an die Möglichkeit glaubt, die Geschehnisse durch einsichtiges Handeln zu meistern? Das eine hat der Verf. aber auf jeden Fall eindrücklich gezeigt: ein optimistischer Rationalist, dem die dunklen Hintergründe des Lebens verborgen blieben, war Thukydides nicht. F. Wehrli

Klaus Bringmann: **Studien zu den politischen Ideen des Isokrates.** Hypomnemata Heft 14. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1965. 113 S. DM 18.–.

Im Jahre 1958 hat E. Bucher die Deutung des isokrateischen Panegyrikos als einer Propagandaschrift für den Zweiten Seebund widerlegt und gezeigt, daß er für den panhellenischen Gedanken eines griechischen Zusammengehens gegen Persien eintritt, ohne tagespolitische Absichten zu verfolgen. Dieses Ergebnis macht B. für die übrigen epideiktischen Reden des Isokrates fruchtbar. Nach seinem überzeugenden Ergebnis tritt dieser stets wie schon Gorgias für eine gesamtgriechische Verständigung, Homonoia, ein, zu welcher ein Zusammengehen von Athen und Sparta sowie die Respektierung von Freiheit und Autonomie der einzelnen Polis gehören. In diesem Sinne wendet sich Isokrates 374/3 mit dem Plataikos gegen die Thebaner und verurteilt er in der Friedensrede von 355 den Zweiten attischen Seebund in seiner Entartung. Die gleiche Stellung ist im wenig jüngeren Areopagitikos bezogen, nur daß die Kritik hier hauptsächlich innenpolitisch, gegen die imperialistische Demokratie Athens, gerichtet ist. B. stellt zweifellos mit Recht fest, daß Isokrates damit keine früheren Überzeugungen preisgibt, sondern bloß zu einer nüchternen Beurteilung Athens gelangt ist. Daß eine politische Vormachtstellung auf Verdiensten, nicht auf Gewalt beruhen müsse, spricht er schon im Panegyrikos aus, und gemäß dieser Forderung versucht er dort die Wirklichkeit des Ersten attischen Seebundes zurechtzurücken. F. Wehrli

Alexander the Great. The Main Problems. Views and Controversies. Edited by *G. T. Griffith.* Heffer, Cambridge 1966. 382 p. 27 sh 6 d.

Le but de la collection est de réunir en un volume, et groupés autour d'un centre d'intérêt, des articles épars dans les revues ou des extraits d'autres publications, exprimant, à propos de la même évidence, les diverses interprétations de divers auteurs. La reproduction photographique a permis de réduire des textes d'impressions différentes au format d'un livre unique, avec plus ou moins d'égalité, selon les limites de la place disponible. Non sans disparate d'esthétique, ni quelque effort de compréhension, puisque l'importance de l'idée peut être inversement proportionnelle à la grandeur variable des caractères! Cependant les avantages l'emportent sur les inconvénients.

Nul sujet ne se prête mieux que celui d'Alexandre le Grand à la présentation d'exposés complémentaires ou contradictoires. Voici l'excellent choix de Griffith: I Lionel Pearson, The Diary and Letters of Alexander the Great; II Truesdell S. Brown, Callisthenes and Alexander; III C. A. Robinson jr., The extraordinary ideas of Alexander the Great; IV V. Ehrenberg, «Pothos»; V W. W. Tarn, Alexander's Foundations; VI H. Berve, Die Verschmelzungspolitik Alexanders des Großen; VII Fr. Schachermeyer, Alexander und die Ganges-Länder; VIII W. W. Tarn, Alexander's Deification; IX J. P. V. D. Balsdon, The dsivinity» of Alexander; X E. Badian, Harpalus; XI J. R. Hamilton, Alexander and his «o-called father; XII W. W. Tarn, Alexander the Great and the Unity of Mankind; XIII

E. Badian, Alexander the Great and the Unity of Mankind; XIV F. Hampl, Alexanders des Großen Hypomnemata und letzte Pläne; XV Fr. Schachermeyer, Die letzten Pläne Alexanders des Großen; XVI G. Walser, Zur neuen Forschung über Alexander den Großen.

Etudiants et chercheurs ont à portée de main un matériel de qualité, considérable et attrayant, qui leur permet de se mettre immédiatement à l'œuvre. Mais, en même temps qu'il procure des facilités, cet instrument où s'expriment les opinions les mieux autorisées, et parfois diamétralement opposées, en rappelant la complexité des problèmes et la relativité des solutions, invite l'historien à la modestie et à la vigilance. Jean Béranger

Anaximenes: Ars rhetorica, quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum, ed. *Manfred Fuhrmann.* Teubner, Leipzig 1966. XLVIII, 114 S. MDN 18.50.

Anaximenes' Rhetorik, die einzige erhaltene *τέχνη* des vorphilosophisch-sophistischen Typus, wurde zuletzt 1894 in Spengel-Hammers Rhetores Graeci 1, 2 kritisch herausgegeben. 1906 bestätigte ein von Grenfell und Hunt veröffentlichter Hibeh-Papyrus, der weniger als 100 Jahre nach der Entstehung des Buches, in der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts, geschrieben ist, manche Verbesserungen Spengels und anderer und deckte zudem ungeahnte Verderbnisse der jungen mittelalterlichen Überlieferung auf. F. zieht überdies zum ersten Mal zwei lateinische Übersetzungen des 13. Jahrhunderts und die älteste griechische Handschrift, einen Neapolitanus des 14. Jahrhunderts, heran und wertet die Ergebnisse aus, die er in seinen Untersuchungen zur Textgeschichte der Schrift (Abh. Akad. Mainz 1964, 7) gewonnen hatte. So bringt seine Ausgabe einen vielfach veränderten und gesicherteren Wortlaut, wobei zu Recht weiterhin viele Emendationen Früherer im Text stehen. – Am Wortlaut des umstrittenen Eingangssatzes der *τέχνη*, den Spengel nach den Zitaten Quintilians und Syrians hergestellt hat, zweifelt F. – wohl etwas zu skeptisch; vgl. dazu und zum Ganzen jetzt auch den nachgelassenen Aufsatz von K. Barwick, Philologus 110 (1966) 212ff. Die sieben *species* des Anaximenes scheint übrigens Xen. Oec. 11, 23f. (allerdings in unsicherem Text) vorauszusetzen. – Im Apparat wären an kritischen Stellen vermehrte Angaben über die lateinische Überlieferung erwünscht. Willkommen ist die Unterteilung der langen Kapitel in Paragraphen, ebenso der Index verborum notabiliorum, von dem man nur bedauert, daß er nicht mehr sprachlich-stilistische Eigentümlichkeiten einbezieht. F. Heinimann

Manfred Lossau: **Untersuchungen zur antiken Demosthenesexegese.** Palingenesia 2. M. Gehlen, Bad Homburg v. d. H. 1964. 151 p. DM 12.80.

L'ouvrage que voici a paru dans la série 'Palingenesia', dirigée alors encore par R. Stark, notre regretté collègue de Sarrebruck. S'inscrivant en faux contre la 'communis opinio' qui tend à voir en Didyme le premier exégète de Démosthène (= D.; par ex. Blass, Wilamowitz, Lesky), M. L., à partir des maigres restes dont nous disposons, s'efforce de déterminer le travail qui a été fait sur D. dès avant Didyme (fragments d'un commentaire de D.: Pack², n° 339); d'ailleurs les restes d'un commentaire d'Hérodote dû à Aristarque (Pack², n° 483) montrent bien que les prédécesseurs du *Χαλκέντερος* n'ont pas négligé systématiquement les prosateurs (cf. Stark, Annal. Sarav., Philos., 8, 1959, 39sqq.). Après avoir traité tout d'abord d'Eschine, qui a noté avec malveillance, mais avec justesse malgré tout, l'âpreté puissante de l'éloquence de D., M. L., dans une première partie de son travail, cherche à démontrer que, dès Théophraste, les anciens Péripatéticiens (Démétrius de Phaléron, Hiéronymos de Rhodes et Kléocharès de Myrlée) ont vu en D. un modèle du *γένος πραγματικόν*; à ce propos M. L. combat ceux qui ont pensé qu'Aristote (seule citation: Rhét. 3, 4, 1407 a 5) et Théophraste n'ont pas fait grand cas de D. Dans la deuxième partie, M. L., à partir de textes de Didyme et de Denys d'Halicarnasse, s'efforce d'établir l'existence d'un commentaire de D. dans la 2e moitié du 2e siècle av. J.-C. L'étude des restes d'un commentaire de la Midienne (Pack², n° 307) amène M. L. à affirmer que, au 1er siècle av. J.-C. au plus tard, l'explication rhétorique de D., influencée par les doctrines d'Hermagoras, vient s'ajouter à l'exégèse proprement philologique pratiquée par les Alexandrins. Le dernier chapitre est consacré aux fragments de trois autres commentaires de D. (Pack², n° 310. 311. 294), jalons sur la voie qui mène aux scholies de nos manuscrits. Nous devons nous borner ici à signaler l'essentiel de cette intéressante étude qui se recommande à tous ceux qui s'occupent de la critique littéraire dans l'antiquité ainsi que du «Nachleben» des auteurs anciens. Quelques remarques de détail pour terminer. M. L., dans sa bibliographie, cite le recueil connue et si utile de R. A. Pack, mais n'y renvoie jamais au cours de son travail; il y trouverait maintenant (2e éd. 1965) des compléments bibliographiques pour p. 129[1]. P. 55[142]. 141: lire *Φαληρεύς*. P. 126[176]: lire *Θετταλός*. P. 56[144]: l'orthographe barbare «Resümee», consacrée par «Duden», devrait disparaître de la langue

allemande. Relevons aussi l'abus de constructions du type: sind zu besprechen, sind zusammenzustellen, etc. P. 146: indiquer que Blass, Att. Beredsamk., est cité en 2e éd. P. 37: sur la théorie des trois styles, voir maintenant aussi K. Pohl, Die Lehre von den 3 Wortfügungsarten, Diss. Tubingue 1965. Souhaitons, pour finir, que M. L. publie bientôt d'autres contributions qui viendront enrichir notre connaissance de l'histoire des textes dans l'antiquité.

Walter Spoerri

Menander: Dyskolos. Kommentar von *Franz Stoessl.* Schöningh, Paderborn 1965. 275 S. DM 36.–.

Der Kommentar, aus den Erläuterungen zu einem Lesetext des Dyskolos im selben Verlag (1961/63) herausgewachsen, gibt von der Hypothesis bis zum Titel am Schluß fortlaufend eine eingehende Beschreibung von Papyrus und Text nach den Photographien der Erstausgabe von V. Martin (1958), dazu für die einzelne Textstelle umfangreiches Vergleichsmaterial zu Sprache und Szenenform, Sachen und Personen, wobei der Verf. eigene Einzeluntersuchungen sowie die Literatur bis 1963 benützen konnte. Unter dem Leitgedanken, Menander in der Tradition von Tragödie und Philosophie zu zeigen, liegen die Hauptakzente bei der Sammlung des Materials und bei der Interpretation im Paläographischen auf der Bezeichnung des Personenwechsels, im Philosophischen auf der Abhängigkeit Menanders vom Peripatos, im Sprachlichen auf seiner Kunst der Charakterisierung, für den Aufbau der Handlung auf der Bedeutung des Prologgottes Pan. «Auf dem Umweg über Knemons Unfall hat also Pan die Vermählung des jungen Mädchens bewirkt» (S. 184 zu 731f.). Manches wünschte man schärfer formuliert, kritischer gegenüber Text, Überlieferung und Vergleichsmaterial; manche Wiederholung, auch in den Literaturangaben, hätte sich durch Zusammenfassung in einer Bibliographie und in einleitenden Kapiteln vermeiden lassen. Das Register gibt unter Stichworten wie Sprecherbezeichnung und -wechsel, Charakterisierung und Namen der Personen, Peripatos usw. wertvolle Hinweise; da ließe sich durch Einzeluntersuchung manche gewünschte Vertiefung und Verfeinerung erzielen, etwa in Fragen wie denen, ob wirklich alle Unklarheiten des Textes und der Gedanken bewußter Charakterisierungskunst Menanders zuzuschreiben sind, ob er andererseits überall, wo seine Wörter und Gedanken sich auch bei Aristoteles finden, über Theophrast von diesem abhängig ist, oder ob da nicht vielmehr oft beide einfach den allgemeinen Zeitstil und die Umgangssprache vertreten. Doch das sind Fragen, die über einen Kommentar zur Einzelstelle hinausführen; sie ließen sich stellen und vielleicht auch einmal beantworten auf Grund der Materialien, die hier zusammengetragen und in einem Sach- und Wörterindex erschlossen sind.

M. Imhof

Χριστίνα Β. Δεδούση: Μενάνδρου Σαμία. Εἰσαγωγή, Ὑπόμνημα, Κείμενο. Ἀθῆναι 1965. 121 S., 1 Tf.

In diese überarbeitete Fassung einer 1958 unter Webster in London abgeschlossenen Dissertation konnte einige neue Literatur bis zu Handleys Dyskolos-Kommentar (1965) eingearbeitet werden. In der Einleitung (1–18) ist kurz, aber oft mit feinen eigenen Beobachtungen die Stellung der Samia nach den neuesten Papyrusfunden – leider immer noch ohne den Papyrus Bodmer, in dessen Erwartung die Publikation zurückgestellt worden war – sowie im Kairoer Papyrus behandelt, dann der Titel des Stückes, Handlung und Personen, Datierung (315–310), Wortschatz und Stil im Dienste der Charakterisierung der Personen. Dem Kommentar (19–90) folgen die 340 Verse des Textes, welcher nach neuen Photographien neue, auch eigene Textvorschläge bringt und im Apparat die wichtigsten Materialien zur Textkonstitution von Lefèbvre über Thierfelder bis zu neuesten Vorschlägen verzeichnet. Nach dem Stellenindex ist am Schluß eine englische Zusammenfassung angefügt, die freilich nur eine Charakterisierung der Arbeitsweise sowie einige Ergebnisse im großen geben kann. Nun liegt aber das Entscheidende bei Menander – und bei diesem Kommentar – in der Einzelstelle, in der Nuance. Die Nachahmung von Euripides, Aristophanes, der Alltagssprache und Alltagswelt ist Ausgangspunkt; Menanders Entwicklung und Leistung liegt darin, wie er die übernommenen *τύποι* und *τόποι* zu Ausdrucksmitteln für seine Menschlichkeit umformt. So scheint uns auch hier, abgesehen vom Vergleichsmaterial, der Hauptgewinn, den wir aus Einleitung und Kommentar ziehen können, darin zu liegen, wie an der Einzelstelle aus einer natürlichen, durch exakte philologische Studien unterbauten Vertrautheit mit den Nuancen der Sprache und Sache heraus die Nuancen in Sprache und Atmosphäre bei Menander nachgewiesen werden; dadurch, daß die Verf. auch festgefahrene Urteile wie etwa Tragödienparodie zur Diskussion stellt, kommt sie an manchen Stellen und im Ganzen zu einer Differenzierung, welche der feinen Kunst Menanders gerecht wird.

M. Imhof

Hypsikles: Die Aufgangszeiten der Gestirne, hg. und übersetzt von *V. de Falco* und *M. Krause †*. Mit einer Einführung von *O. Neugebauer*. Abhandlungen der Akad. der Wissensch. in Göttingen, Phil.-hist. Kl. III 62. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1966. 85 p.

L'Anaphoricos traite du «temps d'ascension» ou *ἀναφορά* des astres, c'est-à-dire du temps que prend un astre pour s'élever au-dessus de l'horizon jusqu'à un arc donné. Le calcul théorique de ce temps sert à déterminer les durées respectives du jour et de la nuit pour toutes les dates de l'année entre l'équinoxe, où elles sont égales, et le solstice, où leur inégalité atteint 7:5 au lieu choisi par Hypsiclès, Alexandrie. Trois théorèmes fixent la théorie de ce calcul, le quatrième en fait l'application au cas d'Alexandrie. Conservé d'une part dans 27 manuscrits grecs constituant 5 familles, d'autre part dans une traduction arabe traduite à son tour en latin par Gérard de Crémone, fort mal édité encore (J. Mentelius, Paris 1657, et C. Manitius, Progr. Dresden 1888), ce bref traité demandait la collaboration de plusieurs spécialistes. V. de Falco en procure le texte grec avec ses scholies et une traduction allemande. M. Krause en avait préparé la version arabe et sa traduction allemande, qui ont été revues après sa mort par P. Bachmann et dont A. Dietrich a assuré ici la publication. O. Neugebauer, enfin, l'introduit du double point de vue des mathématiques et de l'astronomie et montre l'intérêt jusqu'à présent méconnu d'une théorie qui a servi d'intermédiaire dans ces deux domaines entre la science babylonienne et la science grecque, initiant notamment celle-ci à la division de l'équateur céleste en 360 degrés transportée bientôt après sur la sphère terrestre par Hipparque.

F. Lasserre

Fritz-Arthur Steinmetz: **Die Freundschaftslehre des Panaitios nach einer Analyse von Ciceros Laelius De amicitia.** Palingenesia 3. Franz Steiner, Wiesbaden 1967. 225 S. DM 28.–.

Der Verf. verfolgt das quellenanalytische Ziel, das der Titel seiner Studie umschreibt, in gleichmäßiger Durchbesprechung von Ciceros Laelius. Sein zunächst allgemein problemgeschichtliches Ergebnis, wonach für diesen stoische und peripatetische Traditionen bestimmend sind, wird dahin präzisiert, daß Cicero als unmittelbare Vorlage *Περὶ τοῦ καθήκοντος* von Panaitios benützt habe und daß die hier enthaltenen Gedanken über die Freundschaft im wesentlichen auf Theophrasts Monographie *Περὶ φιλίας* zurückgehen. Was den Laelius mit dem Werke des Panaitios verbindet, ist nach der einleuchtenden Darstellung von St. eine gewisse Rücksicht auf die konkreten Lebensumstände, welche dennoch *virtus* als obersten Gesichtspunkt nicht in Frage stellt. Man darf in der Tat Ciceros Abwägen zwischen *bonum* und *utile* als Motive des Verhaltens unter Freunden mit der allseitigen Erörterung dieser beiden Gesichtspunkte vergleichen, die sich für *Περὶ τοῦ καθήκοντος* aus der Nachbildung dieser Schrift in De officiis erschließen läßt. Daß sich dort aber auch ein Abschnitt über die Freundschaft gefunden habe, den Cicero als Vorbild für seine monographische Behandlung des Themas gewählt haben soll, bleibt bloße Vermutung. Cicero müßte denselben bei der Bearbeitung in De officiis übergangen haben, wofür meines Erachtens jeder Anhaltspunkt fehlt.

Man wird angesichts der im allgemeinen freien Arbeitsweise Ciceros überhaupt gut daran tun, zwischen problemgeschichtlicher und literarischer Abhängigkeit zu unterscheiden. Vom Gedankengut des Panaitios ist vieles in den Eklektizismus der hellenistischen Zeit übergegangen, aus welcher Cicero seine philosophische Bildung bezog. Die Freundschaft gehörte aber auch damals zu den bevorzugten Themen nicht nur popularethischer Einzelschriften, sondern auch von Schuldeklamationen, und im Laelius macht Cicero an zwei Stellen den Eindruck, auf solche Bezug zu nehmen (5, 17; 16, 56). Eine Anlehnung an mündliche Traditionen ist also in Rechnung zu stellen, auch wenn sie die Benützung literarischer Vorlagen mindestens für Einzelheiten nicht ausschließt. Für eine sich an das Original eng anschließende Bearbeitung ganzer Werke der griechischen Literatur bleibt De officiis wohl das einzige Beispiel.

F. Wehrli

Jules Marouzeau: **Einführung ins Latein.** Deutsche Übersetzung und Bearbeitung von André Lambert unter Mitwirkung von Heinz Haffter. Erasmus Bibliothek. Artemis-Verlag, Zürich 1966. 235 S. Fr. 24.80. (Titel der Originalausgabe: Introduction au Latin. Collection d'études latines. 'Les belles lettres', Paris ²1954.)

Zu einer Zeit, da so viel über den 'Nutzen und Nachteil' des Lateins für die gymnasiale Bildung und für bestimmte Studienzweige gesprochen und heftig gestritten wird, da selbst in den Reihen der Philologen Kleinmut und Unbehagen um sich greifen, ist es ein großes Verdienst von André Lambert, diesen 'Protreptikos' übersetzt und damit einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu haben. Dies wäre gewiß auch im Sinne Marouzeaus gewesen, der in seiner erfrischenden Weise zeitlebens, und so auch in dem vorliegenden Buch, sich bemüht hat zu zeigen, daß das Latein durchaus keine 'tote' Sprache, sondern voller Leben ist, wenn

man dieses, unter Einbeziehen sämtlicher Bereiche der Altertumswissenschaft, insbesondere auch der Linguistik, aus den Texten zu erwecken versteht. In einer Fülle von Anregungen dazu ist etwas vom Faszinierendsten, wie Marouzeau am Beispiel von Horaz Sat. 1, 9 '*Ibam forte ...*' zeigt, was Texterklären sein kann.

Marouzeau so zu übersetzen, daß seine ansteckende Frische und Unbefangenheit, der lebendige Ton der 'causerie' (Titel der 1. Auflage: Le Latin. Dix causeries. Paris 1923) auch auf deutsch zu spüren sind, ist kein Leichtes – aber es ist dem Herausgeber aufs schönste gelungen. Zu bedauern ist einzig, daß die Bearbeitung, die neben willkommener Erneuerung und Ergänzung der Bibliographie in etlichen, dem deutschsprachigen Leser Rechnung tragenden Kürzungen, Streichungen und Änderungen sowie in gelegentlicher, nicht eben glücklicher Adaptierung mancher Beispiele ans Deutsche besteht, im Vorwort zwar erwähnt, im Text jedoch nirgends als solche gekennzeichnet ist. Lisette Goessler

Claude Moussy: **Gratia et sa famille.** Presses Universitaires de France, Paris 1966. 501 p. 65.– Fr. fr.

Etude fouillée et claire qui établit, de Plaute à Isidore de Séville, la fortune linguistique (dépouillements statistiques à l'appui), les acceptions diverses, l'évolution sémantique et les concurrents principaux des composés et dérivés de *gratia*. Notion originelle: acte de reconnaissance, tangible, puis verbal, à l'égard des dieux d'abord – *grates agere, gratulatio* (= *supplicatio*), ensuite dans les relations humaines – *gratiam referre:* payer de retour, etc. Très tôt s'y ajoutent les nuances de bienveillance, d'amitié et, dans le domaine politique, d'influence fondée sur les bienfaits. L'idée de gratuité – *gratiis, gratis* – se rattacherait à un don accordé à des hommages, sans contre-partie, sinon peut-être morale (cf. *ingratiis:* à regret, malgré soi). Dès Cicéron peut s'y mêler le sentiment de joie – *gratulatio, gratulari* –, dès Horace apparaissent les valeurs esthétiques: charme, agrément. L'emploi prépositionnel – concurrençant *causā* dans la latinité d'argent – s'explique à partir de 'en faveur de', mais ne prend presque jamais la valeur causale. Le christianisme puisera largement dans cette variété d'acceptions et la renouvellera, en particulier pour traduire gr. χάρις et ses composés. *Gratia* deviendra la faveur gratuite de Dieu, la transformation intérieure due au Saint-Esprit, et *gratiarum actio* la louange admirative et joyeuse, le fait de bénir l'Eternel. J.-P. Borle

Hans Volkmann: **Grundzüge der römischen Geschichte.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1965. 141 S. DM 9.–.

Der Autor unterzieht sich der undankbaren Aufgabe, auf weniger als 140 Seiten kleinen Formats die Grundzüge der römischen Geschichte von den Anfängen bis Justinian zu skizzieren. Die Summe der mitgeteilten Fakten, bei ausführlicher Berücksichtigung auch von Verfassung und Gesellschaft, ist erstaunlich groß. Von Nutzen ist das Buch wohl vor allem als Repetitorium für den, der schon Einiges von römischer Geschichte versteht und seine Kenntnis an Hand einer besonnenen kurzen Zusammenfassung auffrischen und kontrollieren will.
Christian Meier

Lily Ross Taylor: **Roman Voting Assemblies from the Hannibalic War to the Dictatorship of Caesar.** Jerome Lectures, Eighth Series. The University of Michigan Press, Ann Arbor 1966. XII, 175 p., 11 pl., 2 plans. $ 7.50.

L'éminente latiniste américaine apporte le résultat de longues et minutieuses recherches sur un point concret – et d'autant plus difficile – de l'histoire constitutionnelle de Rome. Elle examine, d'après les sources antiques et les interprétations modernes, leur nature, la technique de vote, situe les emplacements, décrit les assemblées tributes et centuriates, reconstitue les opérations législatives et électorales à la lumière des dernières découvertes. Les vestiges archéologiques permettent de repérer les lieux dont la disposition suggère la procédure qui éclaire la nature ... Les fouilles récentes ayant dégagé le Comitium et la Curie de Cosa, colonie romaine, il est loisible de rapporter ingénieusement sur le terrain de la métropole le plan obtenu des édifices destinés aux assemblées. Le croquis recoupe le grand plan de marbre de Septime Sévère, affiché au Forum Pacis. Il en résulte de nouvelles identifications et une meilleure reconstitution des Saepta. L'auteur fait grand cas de la Tabula Hebana.

Sous son format avenant et discret, le livre est très riche. Ses incidences sur la littérature, l'histoire et l'archéologie sont multiples. Il dissipe brumes et erreurs, dénonce la confusion, grosse de conséquences des comices tributes et du *concilium plebis*, sous l'appellation vague et ambiguë de *comitia tributa*. Même si la preuve matérielle, comme il sied aux *realia*, n'est pas toujours atteinte, le progrès est considérable. Planches, notes abondantes, extraits de la Tabula Hebana et de la Lex Malacitana illustrent la démonstration. Bon index général, mais un index locorum eût rendu d'inappréciables services. Jean Béranger

Giulia Piccaluga: **Elementi spettacolari nei rituali festivi romani.** Ed. dell'Ateneo, Roma 1965. 174 p. 2000 Lit.

Après un relevé des fêtes romaines où se donnent des jeux, l'auteur cherche à en dégager la valeur, sans recourir à l'explication habituelle du procédé magique. Elle s'appuie d'une part sur les sens de *ludus – ludere* (jeu, concours, apprentissage, mouvement régulier), d'autre part sur l'examen de rituels analogues de peuplades d'Asie et d'Afrique. Les spectacles religieux romains se révèlent liés aux grands rythmes des saisons, à la sauvegarde des récoltes, à l'entrée en guerre, au maintien de la paix, à l'accès des jeunes au monde des adultes, plusieurs éléments pouvant s'amalgamer. Les jeux sont toujours donnés dans les manifestations intéressant l'ensemble du *populus Romanus* qui prend ainsi mieux conscience de la valeur de son armée, de l'éclat de sa jeunesse, etc.

Documentation utile, recherche souvent intéressante, mais résultats maigres, car l'analyse un peu floue néglige les strates diverses du développement social et religieux et ne se réfère guère à d'autres rituels indo-européens ou aux jeux funèbres étrusques. J.-P. Borle

F. E. Adcock: **Marcus Crassus Millionaire.** Heffer, Cambridge 1966. 63 p. 10 sh 6 d.

Sir Frank Adcock, un des vétérans de la Cambridge Ancient History, l'auteur de 'Roman Political Ideas and Practice' et de tant d'autres travaux, donne une biographie, sobre et élégante, avant tout événementielle, de l'associé de Pompée et de César au premier triumvirat. Le fait que Plutarque a consacré à Crassus une de ses Vies prouve l'importance du personnage, curieusement mis en parallèle avec l'Athénien Nicias, donc rangé parmi les militaires ambitieux et malheureux. Mais le trait fondamental de son caractère est l'amour de l'argent qui l'a poussé à entreprendre la fatale campagne d'Orient. Le petit livre, au style dépouillé et cristallin, le contrepied d'une vie romancée, contient le strict minimum de références anciennes et modernes, une étude, en appendice, sur les sources de Plutarque, dont la principale serait le Q. Dellius cité, Vie d'Antoine, chap. 59 (v. H. Bardon, La littérature latine inconnue II, Paris 1956, 95–96). Sur un point nous nous séparons du savant anglais, p. 12–13: il paraît difficile de voir l'évocation de César et de Pompée dans les fameux vers de Lucrèce, II 11–12: *certare ingenio, contendere nobilitate / noctes atque diem niti praestante labore*; de Crassus, 13: *ad summas emergere opes, rerumque potiri*, si attrayant que soit le rapprochement. La chronologie s'y oppose. Jean Béranger

R. E. Smith: **Cicero the Statesman.** Cambridge University Press 1966. VII, 269 S. 45 sh.

Eine nüchterne, liebenswerte, teilweise spannende Darstellung des Staatsmanns Cicero. Der Autor zählt zu den besten Kennern der späten römischen Republik und betrachtet sie – hier wie in seinen sonstigen Arbeiten – in einer im besten Sinne naiven, geistreichen, weltmännischen Weise (bei großer Zuverlässigkeit im Detail). Sein Standpunkt liegt in einer eigentümlichen Mitte zwischen der Distanz des entfernten Beobachters und der vertrauten Nähe, die der erfahrene, freundliche Menschenkenner zu Stärken und Schwächen seiner Umwelt einnimmt. Seine Personen machen Fehler, sind oft kurzsichtig und eigensüchtig, wie es nun einmal im Leben ist, aber sie sind Herren ihrer Entschlüsse, und fast könnten sie Meisterer ihrer Probleme sein – wenn sie etwas klüger wären, als Zeitgenossen es in der Regel sind. Eine solche Darstellung bereitet dem Leser stets Vergnügen (ohne im geringsten darauf aus zu sein), und sie steckt überall voller Anregungen. Darüber hinaus hat sie ihre besondere Eigenart erstens darin, daß sie Ciceros politische Programme bis 56 für realisierbar und für die einzig vernünftigen ansieht (wobei der enge Anschluß an Pompeius die in ihrer Bedeutung gerade auch von Cicero unterschätzten Armeen wieder mit dem Senat hätte verbinden können). S. mißt damit das ganze Geschehen am Maßstab einer liberalen, ausgleichenden, die eigentlichen Gegensätze auf gut und böse reduzierenden 'Politik'. Zweitens reflektiert S. viel darüber, aus welchen Quellen sich das eigentümlich große Ansehen speist, das Cicero immer genossen hat. In beiden Fällen wie zu der oft unkritischen Übernahme ciceronischer Behauptungen und zu der Beurteilung der Verhältnisse ließe sich manch Kritisches sagen. Gleichwohl ist es nützlich, daß diese Thesen einmal durchgespielt worden sind; denn ganz falsch sind sie gewiß nicht. Man kann dieses Buch also nur dankbar begrüßen. Christian Meier

Cicero's Letters to Atticus ed. by *D. R. Shackleton Bailey.* Vol. 1: 68–59 B.C. (books 1 and 2). 1965. 422 S., 1 Karte. 50 sh; vol. 2: 58–54 B.C. (books 3 and 4). 1965. 248 S., 2 Karten. 40 sh; vol. 5: 48–54 B.C. (books 11–13). 1966. 428 S., 1 Karte. 60 sh; vol. 6: 44 B.C. (books 14–16). 1967. 331 S., 1 Karte. 50 sh. Cambridge Classical Texts and Commentaries 3. 4. 7. 8. University Press, Cambridge.

Die kommentierte Ausgabe der Atticus-Briefe von Shackleton Bailey, der schon 1961 in der Bibliotheca Oxoniensis einen vorzüglichen kritischen Text der Bücher 9–16 vorgelegt hat,

kann hier nicht ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt werden. Ihr Text und Kommentar werden zweifellos auf lange Zeit maßgebend bleiben. – Sh. B. gibt in der Einleitung zum 1. Band eine knappe, aspektreiche Geschichte von Ciceros Verhältnis zu Atticus (3–59) und des Schicksals der Briefsammlung (59–76) sowie eine Übersicht über die Handschriften (76 bis 101, dazu ein Nachtrag in Appendix 4 zu Bd. 6). Dem Text der Briefe (mit aufs Nötigste verkürztem Apparat) kommen die langjährige Vertrautheit des Herausgebers mit Ciceros Sprache und sein eigenwilliger Scharfsinn vielfach zugute; unter seinen zahlreichen, zum Teil schlagenden Konjekturen sind auch die kühnen meist des Überdenkens wert; die Interpunktion ist gegenüber Constans-Bayet und Watt in manchem verbessert. Dem Text gegenüber steht eine vorzügliche Übersetzung in idiomatischem Englisch – präziser und wohl auch im Stil treffender (wenn man als Fremdsprachiger hier urteilen kann) als Constans-Bayet oder Kasten. Der Kommentar weicht keiner Schwierigkeit aus – so wenig er bei der Fülle des Erläuterungsbedürftigen erschöpfend sein kann – und erörtert eindringender als seine Vorgänger Wortlaut und Sprachgebrauch, fördert auch das Verständnis der historischen Zusammenhänge, besonders der Prosopographie; der bisher unentbehrliche Tyrrell-Pursesche ist damit für die Atticus-Briefe überholt. Appendices untersuchen historisch-biographische Sonderfragen. Jeder Band enthält Indices nominum, verborum und rerum zum Kommentar; weitere sind für einen gesonderten Schlußband vorgesehen. Staunend bewundert man die dichte Folge, in der die bisherigen Bände erschienen sind, und verbindet mit dem Dank an den Herausgeber den Wunsch, daß auch die noch ausstehenden bald mit ebenso durchdachter Textgestaltung und hilfreicher Kommentierung zur Verfügung stehen. F. Heinimann

Hans Drexler: **Die Entdeckung des Individuums.** Neues Forum, Das Bild des Menschen in der Wissenschaft, Herausgeber Wilhelm Josef Revers, Band 5. Otto Müller, Salzburg 1966. 259 S. DM 26.–.

Die Frage, welchen Beitrag die vorchristliche Antike an die Entdeckung des Individuums in der westlichen Welt geleistet habe, wird vom Autor des vorliegenden Buches negativ beantwortet. Nach seiner Darstellung ist es nämlich erst das Christentum, welches die Unwiederholbarkeit des einzelnen Lebensablaufs mit seiner eigenen Gesetzlichkeit sowie seinen besonderen Daseinsbedingungen ins Bewußtsein hob. Man wird dieser These auf das Ganze gesehen nicht widersprechen können, so schmal auch die Grundlage ist, auf der sie ruht. Der Autor beschränkt seine eigentlichen Untersuchungen nämlich auf zwei Römer, Cicero und Horaz, und begnügt sich für die Griechen mit einem abschließenden Überblick. Für sein Urteil, daß die antike Lebensbeschreibung auf das Allgemeine ziele und dementsprechend mit ihrem Maßstab der Tugenden und Laster statisch, nicht dynamisch sei, darf er sich auf Vorgänger berufen. Immerhin bleibt daran zu erinnern, daß die Biographie als Gattung nach überzeugendem Urteil (Dihle) unter dem Eindruck einer so einmaligen und mächtig ausstrahlenden Persönlichkeit wie Sokrates ins Leben gerufen wurde. Ferner darf vor allem im Hinblick auf Augustins Confessiones wohl behauptet werden, daß christliche Seelenerfahrung auch platonischen Traditionen verpflichtet ist.

Was die vom Verf. herausgegriffenen Autoren betrifft, so fordert eine biographische Auslegung der horazischen Dichtung mit ihrer ironischen Durchflechtung von Allgemeinem und Persönlichem eine Behutsamkeit, welche der Anzeigende stellenweise vermißt. Und fehl am Platz ist ein summarisches Urteil vollends gegenüber Cicero. Wenn dieser im Kampf zwischen Cäsar und Pompeius psychologisch so blind war, wie der Verf. ihn darstellt, so lag es vor allem an seiner Befangenheit gegenüber dem Glanz senatorischer Traditionen. Der gleiche Cicero erscheint ja in der bewunderungswürdigen Geschichte der Autobiographie von Misch als die antike Persönlichkeit, deren Briefe eine früher nirgends belegbare Selbsterfahrung bezeugen. F. Wehrli

Brigitte Grassmann-Fischer: **Die Prodigien in Vergils Aeneis.** Studia et Testimonia Antiqua 3. Wilhelm Fink, München 1966. 128 S. DM 19.80.

H. Kleinkecht hat uns auf den von Heinze gebahnten Spuren in seiner epochemachenden Deutung der Laokoongestalt (Hermes 79, 1944) den Prodigienglauben als religiöses Phänomen und tragendes Element in Vergils Dichtung verstehen gelehrt. Seither bot sich eine entsprechende Untersuchung der übrigen Prodigien in der Aeneis als lohnende Aufgabe an; ihr hat sich im vorliegenden Buch die Verf. zugewandt. Die Szenen der Aeneis, die in Frage stehen, werden der Reihe nach einzeln behandelt. Man zögert, diese Untersuchungen durchweg Interpretationen zu nennen. Im ganzen handelt es sich wohl eher um eine materialreiche Kommentierung: das Material stürzt oft in etwas isolierten Blöcken auf den Leser ein, wozu der Stil der Verf. auch einiges beiträgt. Dies schließt hübsche Ergebnisse keineswegs aus (vgl. etwa S. 66 zu Aen. 7, 70, wo die Kommentare ratlos sind). Die Gefahr der Überinterpretierung

scheint mir nicht immer gemieden (vgl. S. 67: konkrete Anklänge im Bienenprodigium in VII an Formulierungen in Buch VI und VIII). In einem Schlußkapitel arbeitet die Verf. heraus, wie Vergil das im nationalen Wesen der Römer wurzelnde Phänomen in den Dienst seiner dichterischen Aussage und der Prophetie stellt. Dies ist sehr angebracht, weil es angesichts der Anklänge an die staatlichen Kultvorschriften und sakralen Institutionen vielfach nahe lag, in Vergils Prodigienszenen und -sprache bloß einen Niederschlag dieser Dinge zu sehen; das antiquarische Interesse des Servius hatte dazu wohl den Hauptanstoß gegeben.

H. J. Schweizer

Quintilian: Institutionis oratoriae liber III. Mit einem Kommentar hg. von *Joachim Adamietz.* Studia et Testimonia Antiqua 2. Wilhelm Fink, München 1966. 236 S. DM 32.–.

Seit Spaldings Gesamtkommentar (1789–1816), dessen letzten – postumen – Band Ph. Buttmann herausgab, sind nur zu einzelnen Büchern Quintilians erklärende Ausgaben erschienen, vornehmlich gute englische zu Buch 1 (Colson, Cambridge 1924), 10 (Peterson, Oxford 1891) und 12 (Austin, Oxford 1948). Das 3. Buch herauszugreifen, rechtfertigt sich wegen der für die Geschichte der Rhetorik wichtigen Abschnitte, die es im Rahmen der Einleitung zum eigentlichen, in Buch 4 beginnenden Lehrgang enthält. A. legt seinem Text ohne eigene Handschriftenkollation die letzten kritischen Ausgaben zugrunde, deren abweichende Lesarten er verzeichnet. Mit Recht kehrt er oft von Radermacher zu Halm und Meister zurück, geht aber meist fehl, wenn er gegen die Neuern einer andern Hss.-Klasse oder einem der Editoren des 16.–18. Jahrhunderts folgt, deren Lesarten unnötig oft angeführt sind. Das Hauptgewicht liegt auf dem Sachkommentar, der kenntnisreich und besonnen das Verständnis manchen Einzelproblems fördert, z. B. in c. 6 und 11 die schwierige Stasislehre, meist im Anschluß an Matthes, klärt. Die Benützung des Buches ist leider durch drucktechnische Unzulänglichkeiten erschwert: In Text (S. 27–61) und Kommentar (S. 63–221) fehlen laufende Kolumnen- oder Randtitel mit Kapitelangabe, ebenso vermißt man eine alphabetische Tabula siglorum für die verwendeten Abkürzungen von Handschriften und Ausgaben – Mängel, die sich bei etwas sparsamerem Stil und kleinerem Schriftgrad ohne eine zusätzliche Seite hätten beheben lassen.

F. Heinimann

Cornelius Tacitus: Annales, erläutert und mit einer Einleitung versehen von *Erich Koestermann.* Band II: Buch 4–6. Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern. Carl Winter, Heidelberg 1965. 370 S. DM 42.–.

Der Kommentar wird für die Bücher 4–6 in gleicher Weise fortgesetzt wie für die Bücher 1–3 (s. die ausführlichere Anzeige des 1. Bandes Mus. Helv. 1964, 251). Nach K.s eigener Feststellung (S. 29) sind in diesem 2. Band die Thesaurusartikel und moderne wissenschaftliche Literatur in erhöhtem Umfang beigezogen. In einer gesonderten Einleitung werden die beiden zentralen Gestalten Tiberius und Sejan ausführlich dargestellt. Dabei kommt K. nach allseitiger Abwägung der zum Teil divergierenden modernen Beurteilungen zu einem Bild mittlerer Linie, das sich von dem Taciteischen nicht weit entfernt. Die Darstellung des Tacitus selbst wird jedoch als literarisches, letztlich Sallust verpflichtetes Schema aufgefaßt. – S. 113, 22 statt Aristoteles (Polyb. 5, 4, 1) lies: Aristoteles (Polit. 5, 4, 1) [= 1303 b 17]. S. 140, 10 statt Proculus lies Proculeius.

E. Kienzle

Iolanda Tresch: **Die Nerobücher in den Annalen des Tacitus.** Tradition und Leistung. Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften, Neue Folge, 2. Reihe. Carl Winter, Heidelberg 1965. 192 S. DM 21.–.

In einem ersten Teil wird die Quellenfrage eingehend erörtert. Resultat: Die von Tacitus genannten Fabius Rusticus, Cluvius Rufus und Plinius, zu denen für die Armenierkriege noch Corbulo tritt, können nicht die einzigen Quellen sein, sondern stehen einer von der Verfasserin so genannten Grundtradition gegenüber, die auch bei Sueton und Cassius Dio faßbar ist, für uns aber anonym bleibt. – Das Hauptanliegen des zweiten Teils ist, anhand einer Paraphrase des Annalentextes und eines Vergleichs mit Dios Darstellung die künstlerischen Absichten des Tacitus herauszuarbeiten. Die Frage nach der Historizität der dargestellten Ereignisse tritt in den Hintergrund. Die Leistung des Tacitus sieht die Verf. in der Auffassung der Geschichte als menschlicher und politischer Tragödie, in der Herausarbeitung von drei Phasen (1. die Agrippinatragödie, 2. Neros Versuch, selbständig zu regieren, 3. die Ära des Tigellius und der Poppaea), ferner in der Darstellung von Neros komplexem Charakter. Die Frage, inwiefern die einzelnen Annalenbücher kompositorische Einheiten bilden, findet keine Berücksichtigung.

E. Kienzle

Alain Michel: **Tacite et le destin de l'empire.** Préface de *Pierre Grimal.* Coll. Signes des Temps XVIII. Arthaud, Paris 1966. 284 p., 1 carte. 25.– Fr. fr.

Encore un ouvrage sur Tacite, est-on tenté de dire, après toutes les études importantes dont il a été l'objet depuis dix ans, après toutes les controverses qu'elles ont suscitées! Mais M. Michel aborde son auteur sous un angle nouveau qui séduit dès l'abord et rend la lecture de son livre très attachante. Son propos, comme il s'en explique dans une Introduction déjà riche d'idées, est «grâce à Tacite, de mieux comprendre l'évolution des consciences dans la Rome de son temps». En étudiant successivement ce que nous savons de sa vie, l'empire tel qu'il le décrit, ce qu'il accepte et ce qu'il rejette des idéologies de son époque, M. Michel montre un Tacite préoccupé d'idées générales, recherchant, à travers les événements et les hommes, une vérité: son œuvre est «moins un récit dramatique qu'une large méditation sur le destin de Rome». Enfin, dans un dernier chapitre, M. Michel tente d'esquisser de plus près la personnalité de Tacite, d'après les indices que nous possédons sur son attitude vis-à-vis de la beauté, des dieux, de la vie de tous les jours et du bonheur.

Publiée dans la Collection «Signes des Temps», l'étude de M. Michel s'adresse tout d'abord à «l'honnête homme» du XXe siècle, bien préparé par les malheurs vécus à la réflexion sur un passé où il retrouve des constantes qu'il connaît bien. M. Michel a eu soin de lui faciliter sa lecture en lui fournissant une chronologie sommaire, un tableau généalogique de la dynastie julio-claudienne, un index qui le renseigne sur les principales institutions romaines, une carte des provinces. L'Index nominum, la bibliographie récente, remarquablement à jour, sont plutôt à l'usage du classiciste, auquel ce livre est aussi destiné: enrichi de notes très développées, alliant à la méditation humaine sur un grand sujet les exigences d'une saine érudition, il est bien digne d'occuper une place de choix dans la bibliothèque de quiconque s'intéresse non seulement à Tacite, mais à l'histoire des idées de son époque et de celle qui l'a précédée.

Juliette Ernst

Robert Etienne: **La vie quotidienne à Pompéi.** Hachette, Paris 1966. 486 S., 46 Abb. 18.50 Fr. fr.

Der vorliegende Band aus einer langen Reihe über das tägliche Leben der verschiedensten Völker und Zeiten bietet einerseits wesentlich mehr, als der Titel vermuten läßt, und mag, als Reiseführer benützt, einem, der sich in Pompeji Zeit läßt, für viele Einzelheiten die Augen öffnen; anderseits erscheint es mir fraglich, ob die Lektüre das bunte Bild des täglichen Lebens in der kampanischen Landstadt wirklich vor Augen bringt.

Nach einem 1. Teil, der das Erdbeben von 62, die Katastrophe von 79 und die Geschichte der Erforschung der verschütteten Stadt darstellt, gibt der 2. Teil 'Des activités et des hommes' zunächst eine gedrängte Übersicht über die Geschichte des griechischen, oskischen, etruskischen und samnitischen Pompeji und über die Wechselfälle der römischen Periode, dann, ausgehend von der an den Hauswänden noch sichtbaren Wahlpropaganda, eine Darstellung der Behörden und der Verwaltung. Es folgen 'Le monde des affaires' und 'Le monde du travail', die sich zum Teil überschneiden, da die Erzeugnisse der Arbeit weithin verhandelt wurden. (Unbegreiflich ist es, daß der Verf. annimmt, die in Istrien und Dalmatien gefundenen Ziegel mit Stempeln der Epidii seien dorthin aus Pompeji exportiert worden, wo er auf derselben Seite 73 auf die nach Istrien ausgewanderten Mitglieder dieser pompejanischen Familie hinweist, die sicher die Ziegel an Ort und Stelle gebrannt haben.) 'La présence du sacré' schließt mit einer Übersicht über die Kulte und Heiligtümer den 2. Teil ab. – Der 3. Teil 'Des plaisirs et des jeux' bespricht zuerst Haus und Garten (mit guter Gegenüberstellung der casa di Menandro als Stadthaus und der Mysterienville als villa suburbana), daran schließt sich sinnvoll die Malerei an. Den Abschluß bilden 'Education et culture' und 'Sports et loisirs'. Was dagegen die 'rues des vivants' (mit Wasserversorgung und Kanalisation) und die 'rues des morts' unter den Vergnügungen zu suchen haben, ist nicht ersichtlich.

An solch wenig einleuchtenden Gliederungen zeigt sich, daß es dem Autor nicht geglückt ist, die vielen Einzelheiten zu einem lebendigen Bild zusammenzufügen. Es müßte z. B. die 'présence du sacré' auch mit den Häusern und Gärten in Beziehung stehen, und die Bildung dürfte nicht von der Wandmalerei getrennt werden, in der der Bildungsanspruch des Hausherrn sichtbar wird. So sind mehr die Voraussetzungen zu einzelnen Aspekten des Lebens geschildert; die Darstellung des Lebens selbst, das sich in diesem Rahmen abspielte, fehlt leider ganz.

A. Bruckner

Bruno Grenzheuser: **Kaiser und Senat in der Zeit von Nero bis Nerva.** Diss. Münster 1964. XII, 273 S.

Diese von K. Stade betreute Arbeit versucht, innerhalb des Verhältnisses zwischen Kaiser und Senat den Standpunkt der Kaiser besser zu verstehen. Die literarische Überlieferung ist durchweg im Sinne des Senats geprägt, es gilt also, kritischen Abstand zu ihr zu gewinnen

und zugleich die einzigen Quellen, die in größerem Umfang Aussagen der Kaiser wiedergeben, die Münzen, auszuwerten. Daher ergibt sich die Methode dieser Arbeit. Ihr Wert besteht vor allem darin, daß sie das Material zusammenstellt. Es zeigt sich, daß der Verfasser eine Begabung für historische Interpretation hat. Nur leider hat seine Disziplin, seine Geduld oder seine Ausbildung nicht hingereicht, um dieses Material wirklich geistig zu durchdringen. So ist diese Dissertation gedanklich und stilistisch nicht ausgereift, sie weist häufig Widersprüche und Mißverständnisse auf (gleich in der Einleitung wird für eine der wenigen Arbeiten, auf denen G. aufbaut, Krafts Aufsatz 'S(enatus) C(onsulto)', als Ergebnis eine These angegeben, die dort widerlegt worden ist). Es sei nichts gegen die Leistung, genauer: gegen die Leistungsfähigkeit des Autors gesagt, aber so sollten Dissertationen nicht erscheinen. Christian Meier

E. Mary Smallwood: **Documents illustrating the Principates of Nerva, Trajan and Hadrian.** Cambridge University Press 1966. XII, 208 S. 42 sh.

Eine sehr gut besorgte Auswahl von Inschriften und – in kleinerem Umfange – Papyri und Münzen, ausgezeichnete Fortsetzung der schon früher erschienenen Bände zu Augustus und Tiberius (Ehrenberg-Jones) und zur flavischen Dynastie (McCrum-Woodhead). Einsetzend mit der Liste der Consuln, darauf den Akten der Arvalbrüder und den Fasti Ostienses führt die Autorin in insgesamt 17 Abschnitten ca. 450 Dokumente vor, erschließt die Sammlung mit mehreren Querverweisen und einem guten Register und gibt zuweilen einige knappe Hinweise zum Verständnis oder zur Korrektur. Über die Auswahl im einzelnen kann man immer verschiedener Meinung sein. Es steht jedenfalls fest, daß hier aufs Ganze gesehen ein sehr brauchbares, willkommenes Arbeitsmittel vorgelegt worden ist. Christian Meier

Lukian: Wie man Geschichte schreiben soll. Griechisch und Deutsch hg., übersetzt und erläutert von *H. Homeyer*. Wilhelm Fink, München 1965. 312 S. DM 28.–.

Lukians Auseinandersetzung mit den Historikern seiner Zeit ist die einzige erhaltene Monographie über die Geschichtsschreibung. G. Avenarius hat sie in einer Frankfurter Dissertation 1956 förderlich behandelt. Die Verf. der vorliegenden kommentierten Sonderausgabe ist ebenfalls wohlvertraut mit der historiographischen Theorie von Thukydides über Polybios bis in die Kaiserzeit und mit der einschlägigen, maßgebend von Theophrast bestimmten Stillehre, die vornehmlich Dionysios von Halikarnass überliefert. In der Einleitung (S. 9–81) behandelt sie Aufbau, Stil und Nachwirkung der Schrift sowie ihre hellenistischen Vorläufer (eine unmittelbare Quelle läßt sich nicht nennen) und vergleicht ihre Lehre und Darstellungsweise aufschlußreich mit Horazens Literaturbriefen. Einleuchtend ist die Vermutung, die Namen der von Lukian kritisierten zeitgenössischen Historiker seien fingiert.

Anderes trübt die Freude an der neuen Ausgabe: Im Text und im Apparat, die auf erstmaliger Kollation aller maßgebenden Handschriften beruhen, ist die kritische Arbeit der frühern Herausgeber leider wenig genutzt. So ist in c. 34 (S. 138, 21 ff.) wohl zu lesen: *φημὶ τοίνυν τὸν ἄριστα ἱστορίαν συγγράψοντα* (Bekker: *-γράφοντα* codd.) *δύο δεῖν* (*μὲν* codd. edd.) *ταῦτα κορυφαιότατα οἴκοθεν ἔχοντα ἥκειν, σύνεσίν τε πολιτικὴν καὶ δύναμιν ἑρμηνευτικήν.* Die Übersetzung – eher eine ungefähre Paraphrase – ist durch elementare Mißverständnisse entstellt. So wird, um nur Weniges anzuführen, c. 32 (S. 139) kausales *ὡς* m. Ind. final wiedergegeben, *κασσίτερος* c. 34 (S. 141) mit «Kupfer», *εὐμάθεια* c. 53 (S. 157) mit «Wißbegierde». Auch im Kommentar stößt man auf phantasievolle Vorstellungen, auch dort, wo frühere Erklärer wie C. Fr. Hermann (1828) das Richtige gegeben hatten: c. 19 (S. 216) werden die Gletscher der Alpen (*ὁ κρύσταλλος ὁ Κελτικός*) ins kleinasiatische Galatergebiet verlegt, c. 28 (S. 232) das mauretanische Caesarea nach Kappadozien; c. 32 (S. 237 f.) wird aus Sagalassos in Pisidien «Saggala, eine pisidische Stadt der indischen Kathaier»; Brasidas heißt c. 49 (S. 263) ein «athenischer Stratege», Polyklet (S. 268) «der Schöpfer der Argivischen Argo»[?] usw. Man bedauert, daß kein sachkundiger Philologe die Verf. veranlaßt hat, ihre vielfach nützliche Materialsammlung kritisch zu sichten und in druckreife Form zu bringen. In der vorliegenden, auch sprachlich und technisch unbefriedigenden Gestalt hätte das Buch nicht erscheinen dürfen. F. Heinimann

L. W. Barnard: **Justin Martyr.** His Life and Thought. Cambridge University Press 1967. 194 S. 45 sh.

Der Verfasser sucht nicht etwa im Sinne von H. Langerbeck (Aufsätze zur Gnosis, Abh. Gött. Akad. 1967) Gnosis und Apologie zu konfrontieren und Folgerungen aus der Tatsache zu ziehen, daß Justins Schüler Tatian Häretiker wurde. Justin wird im Sinne der Tradition

als Pionier-Apologet allseitig gewürdigt; behandelt wird anhand der drei echten Werke das damalige kirchliche Leben, die Kanonbildung, die Trinitätslehre, die jüdische Komponente unter Ablehnung einer direkten Beziehung zu Philo, wie sie E. R. Goodenough, The Theology of Justin Martyr (Jena 1923) behauptet hat. Für das Gottesproblem weist Barnard auf den Mittelplatonismus, und so nennt und preist er immer wieder den wichtigen Aufsatz von C. Andresen, Zeitschr. nt. Wiss. 44 (1952–53) 158ff., während er der Einschränkung von J. H. Waszink, Mullus. Festschrift Klauser (1964) 380ff. weniger Beachtung schenkt.

W. Theiler

Tertullien: De Corona. Edition, introduction et commentaire de *Jacques Fontaine.* Coll. «Erasme» vol. 18. Presses Universitaires de France, Paris 1966. 182 p. 12.– Fr. fr.

Pour débrouiller les difficultés du texte, le lecteur du De Corona en était réduit jusqu'ici aux notes *uariorum* réunies par Oehler dans son editio maior (1853). L'édition commentée par J. Fontaine est donc la bienvenue. L'introduction, d'une remarquable densité, ne manque pas d'aperçus neufs et stimulants, en particulier quand elle circonscrit «l'empreinte de la culture antique». L'auteur donne leur juste proportion aux petitesses et à la grandeur de Tertullien, et définit vigoureusement la synthèse paradoxale, propre au polémiste africain, d'une rhétorique souvent débridée et d'une foi intransigeante. Une bibliographie d'orientation, bien composée, très à jour, termine l'introduction (sur la langue, on aurait pu citer encore les travaux de V. Bulhart). Le texte établi par J. Fontaine, avec un apparat sélectif conforme aux buts de la collection, surclasse les éditions de Marra et de Kroymann, dont il se distingue surtout par une fidélité plus grande – mais raisonnée – au principal témoin, l'Agobardinus du 9e siècle. La lampe de quartz a permis pour la première fois une meilleure collation de cette partie du manuscrit. Le commentaire, outre les remarques indispensables d'ordre philologique, liturgique ou théologique, attire l'attention sur les harmoniques, les interférences d'images (le plus souvent bibliques), qui confèrent au style de Tertullien toute sa plénitude. Une large place est faite à l'explicitation du raisonnement; sommaires en tête de chaque chapitre, paraphrases des passages obscurs: rien en tout cela de superflu. Cette édition, une des réussites de la collection «Erasme», classe désormais le De Corona parmi les textes privilégiés de Tertullien. Des très rares fautes d'impression, une seule mérite d'être signalée: p. 177, ligne 18 des notes, il faut lire sans doute «*at* est la *lectio difficilior*».

A. Schneider

Porphyre. Huit exposés suivis de discussions par *H. Dörrie, J.-H. Waszink, W. Theiler, P. Hadot, A. R. Sodano, J. Pépin, R. Walzer.* Vandoeuvres/Genève, 30 août au 5 septembre 1965. Entretiens sur l'Antiquité classique tome XII. Fondation Hardt, Genève 1966. 319 S. Fr. 32.–.

In den Entretiens des Jahres 1965 war der Platonismus zum dritten Mal Thema: vorausgegangen waren ihnen die 'Recherches sur la tradition Platonicienne' (1955) sowie die Vorträge und Diskussionen über 'Les sources de Plotin' (1957). Porphyrios wurde behandelt als Zeuge für die Lehre älterer Platoniker, als ihr Nachfolger und Interpret, ferner als Gewährsmann jüngerer Denker, sei es um der Nachwirkung bis in die arabische Philosophie willen (Walzer), sei es für die Rekonstruktion seiner verlorenen Schriften.

Das philosophiegeschichtliche Interesse des P. war vom Glauben an die überzeitliche Wahrheit der platonischen Lehre bestimmt. Wenn Jüngere von ihr abwichen, so kam dies einer Verdunkelung der Wahrheit gleich, oder dann nahm der Interpret Mißverständnisse an, die es mit philologischen Mitteln zu beseitigen galt (Dörrie). Wie viele andere war P. von der prinzipiellen Übereinstimmung zwischen Platon und Aristoteles überzeugt; die Offenbarung der Wahrheit von den Barbaren über Pythagoras bis auf Platon verfolgte er mit Numenios (Waszink); daß sie sich schon bei Homer vorfinde, erwies er nach alter Übung mittels allegorischer Ausdeutung (Pépin), doch war die Allegorie auch ein Element seiner Interpretation der platonischen Dialoge (Sodano). Ein Vortrag über P. und seinen Lehrer Plotin fiel aus, doch kam ohnehin zur Geltung, wie sehr er dessen Einslehre verpflichtet war und wie er sich unter seinem Einfluß wenigstens zeitweise dem Mittelplatonismus entfremdete. P.s widersprechende Aussagen über die Gottheit lassen sich vielleicht als Schwanken zwischen plotinischer und vorplotinischer Lehre verstehen (Theiler), wenn sie nicht als Antithesen einer negativen Theologie gemeint sind (Hadot). Als Beweis für mittelplatonische Bindungen des P. wurde geltend gemacht, daß er den Nachlaß Plotins gemäß älterer Systematik nach Ethik, Physik und Epoptik (Metaphysik) ordnete, obwohl dies Plotins eigener Rangordnung der Disziplinen widersprach (Hadot). Den unmittelbarsten Einfluß übte von den älteren Denkern Ammonios Sakkas auf ihn aus, dessen verlorenes Werk sich aus Rückschlüssen aus Origenes dem Kirchenvater, Hierokles und Plotin erschließen läßt (Theiler).

F. Wehrli

Hans Peter Esser: **Untersuchungen zu Gebet und Gottesverehrung der Neuplatoniker.** Diss. Köln 1967. 121 S.

Esser hat zuerst etwas Mühe, in Fahrt zu kommen; begreiflich, denn bei Plotin ist die platonische Lehre noch nicht theologisiert, und mit Stellen wie V 1, 6, 9, wo das Gebet zum Einzigen übrigens doch gleich seiner Schau ist, und den auch genannten Stellen, wo das Gebet Movens im Sympathiezusammenhang von Stern und Erde ist IV 4, 41, 1ff. u. a., läßt sich nicht viel Staat machen. Aber dann geht E. auf den Gegensatz von philosophischem und hieratisch-theurgischem Aufstieg bei Porphyrios ein, nach den chaldäischen Orakeln vielleicht auch schon bei Ammonios Sakkas. Der wichtige Übermittler, Augustin, C. d. 10,9; 10, 27, weist dabei auf *spiritalis anima*, die Porphyrios auch zu sinnreicher Erklärung der *φαντάσματα* von Mythus und Kult verwendet. Jamblich hat gierig die Gegenüberstellung, aber mit Höherwertung des theurgischen Weges, aufgegriffen, ebenso Proklos, obgleich allmählich enthusiastischer Zauber und philosophischer Höhenschwung ineinander übergehen, auch in den Hymnen des Proklos. Das alles wird pünktlich und liebevoll besprochen, vor allem auch die schönste Gebetstheorie der Antike bei Proklos, Tim. 1, 207, 21 bis 214, 12 Diehl, auf Porphyrios, Jamblich und Proklos zurückgehend (211, 18 ähnlich Jamblich, Myst. 237, 14 P.), wo am Schluß, aber ohne besondere Betonung, das theurgische und philosophische Gebet nochmals erscheint.

W. Theiler

Klaus Thraede: **Studien zu Sprache und Stil des Prudentius.** Hypomnemata Heft 13. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1965. 143 S. DM 19.80.

Reinhart Herzog: **Die allegorische Dichtkunst des Prudentius.** Zetemata Heft 42. Beck, München 1966. X, 144 S. DM 20.–.

Bis in jüngste Zeit blieb der Forschung ein wirklicher Zugang zu Prudentius und seiner dichterischen Gestalt verbaut; man betrachtete Inhalt und Form als zwei getrennte Größen. Der Form ließ sich mit den philologischen Mitteln scheinbar leicht beikommen, und man ging daran, das Inventar der 'Abhängigkeiten' aufzunehmen. Dieses Verfahren konnte allenfalls die Erkenntnis liefern, die Originalität des Dichters liege ausschließlich in seiner Christlichkeit, der sich andere Forscher unter Vernachlässigung der Form zuwandten. Daß dabei freilich zum Teil zeitbedingte Frömmigkeitsideale den Zugang erschwerten, sei nur nebenbei bemerkt. In jedem Falle fehlte zudem der Prudentiusforschung der geschichtliche Bezug, d. h. die Zusammenschau des Dichters mit der theologischen und literarischen Situation um 400. Es ist also nicht verwunderlich, daß beide Verf. ihren Studien ein einleitendes Kapitel zum Stand der Prudentiusforschung vorausschicken (über Grundsätzliches vgl. M. Fuhrmann, Gnomon 38, 1966, 53f.). Man begreift, daß unter diesen Umständen ein wissenschaftlicher Kommentar zu Prudentius oder Teilen seines Werks nicht existiert. Die beiden vorliegenden Abhandlungen stellen unentbehrliche Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen dar; mit Freude nimmt man die Ankündigung eines Kommentars zum Cathemerinon-Zyklus durch Thraede zur Kenntnis. Zugleich wollen beide Verf. zu einem neuen Verständnis des Prudentius hinführen.

Thraedes Untersuchungen zerfallen in zwei ungefähr gleich große Teile. Der erste bringt unter dem Titel «Das Selbstverständnis des christlichen Dichters» eine bis ins Einzelne gehende Interpretation des prudentianischen Epilogus, wobei den Topoi das besondere Augenmerk des Verf. gilt. Der zweite Teil bringt eine umfassende Behandlung eines einzelnen Topos: Der Verf. knüpft an den Ausdruck *sulci calami* (Apoth. 596) eine eingehende Betrachtung der Schreibmetaphorik in Peristephanon. Vorangestellt ist eine Geschichte der Schreibmetaphern bis auf Prudentius.

Herzog befaßt sich mit dem allegorischen Element im Werk des Prudentius. Ohne Zweifel läßt sich aus der Psychomachie, die den Typus des allegorischen Epos begründet, besonders viel für das Verständnis seiner allegorischen Dichtkunst gewinnen. Das Werk wurde neuerdings mehrfach behandelt (s. Fuhrmann a. O.); in gewissem Sinne steht es auch bei H. im Zentrum der Betrachtung (Kap. 3), er beschränkt jedoch seine Untersuchung auf die bisher weniger beachtete Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von frei erfundener (vgl. Psych. 18) und heilsgeschichtlicher, d. h. durch die Bibel vorgegebener Allegorie; dies ist für die Frage nach der dichterischen Gestaltungskraft nicht unwesentlich. Der Verf. hat sich darüber hinaus zum Ziel gesetzt, die Allegorie bei Prudentius im ganzen zu untersuchen: (Kap. 1) Ursprung der Allegorie aus den biblischen Bildern und der Tradition der Bibelauslegung; (Kap. 2) die sakramentale Allegorie im Cathemerinon-Zyklus; (Kap. 4) die allegorische Praefatio. Hier zuletzt sucht der Verf. zugleich in der Konfrontation mit einem zeitgenössischen Gegenstück (Claudian) das Wesen der allegorischen Dichtkunst des Prudentius schärfer abzugrenzen.

Beide Arbeiten führen auf verschiedenen Wegen eindringlich den engen Zusammenhang von Glaube und Poetik im Werk des Prudentius vor Augen. Deutlicher als vorher steht der

Dichter in seiner Zeit vor uns; ein abschließendes Urteil über die Natur jenes «theologisch-poetischen Zusammenhanges», den seine Dichtung darstellt, ist wohl heute noch nicht formuliert (vgl. R. Herzog über Thraede: Gnomon 39, 1967, 65ff.). H. J. Schweizer

Karl Friedrich Stroheker: **Germanentum und Spätantike.** Die Bibliothek der Alten Welt. Reihe Forschung und Deutung. Artemis Verlag, Zürich 1965. 334 S. Fr. 35.–.

Eine Sammlung der Aufsätze S.s zur Spätantike, in denen die Probleme des Eindringens der Germanen in die spätrömische Welt dominieren. Zwei Arbeiten gelten der Rolle der fränkischen Heermeister und der Alamannen im Reichsdienst, zwei weitere dem Westgotenreich. Fortleben und Bedeutung des spätrömischen Reichsadels werden in Aufsätzen über die «Senatoren» bei Gregor von Tours und den spanischen Adel behandelt. Ein Aufsatz ist der Frage nach dem Ort der Entstehung der Nibelungendichtung gewidmet. Besonders hervorzuheben sind zwei zusammenfassende Studien: «Die geschichtliche Stellung der ostgermanischen Staaten am Mittelmeer» und «Um die Grenze zwischen Antike und abendländischem Mittelalter» (ein ausführlicher Überblick über die Problemgeschichte seit dem 16. Jahrhundert). Der Band ist sehr gut redigiert, die Aufsätze zum Teil gründlich überarbeitet, ein gutes Register ist vorhanden. Nur hätten einige Verweise von den früheren Arbeiten auf die späteren angebracht werden sollen (z. B. 143 auf 229f. oder 281 auf 106, zu Mommsen). Es ist zu hoffen, daß diese Vorlage von Aufsätzen in Buchform nicht bedeutet, daß S. seine so fruchtbaren Forschungen auf diesem Gebiet nicht mehr fortsetzen will. Christian Meier

Joseph Vogt: **Sklaverei und Humanität.** Studien zur antiken Sklaverei und ihrer Erforschung. Historia-Einzelschriften Heft 8. Franz Steiner, Wiesbaden 1965. 129 p. DM 22.–.

J. Vogt a groupé une équipe de savants autour d'une vaste enquête sur l'esclavage dans l'antiquité. Les témoignages sont destinés à contrebalancer les apports d'une science moderne «dirigée» qu'influencent des préoccupations idéologiques et partisanes. Le maître de Tubingue paye de sa personne, et depuis des années il a exprimé vues et directives dans plusieurs travaux, parus jusqu'ici en ordre dispersé, jalonnant une carrière scientifique et universitaire féconde. Ce volume réunit après remaniement: Sklaverei und Humanität im klassischen Griechentum, Zur Struktur der antiken Sklavenkriege, Pergamon und Aristonikos, Wege zur Menschlichkeit in der antiken Sklaverei, Die antike Sklaverei als Forschungsproblem von Humboldt bis heute, deux inédits: Sklaventreue et Die Humanisten und die Sklaverei. Philologues et historiens trouveront en ces pages sobres et substantielles synthèse et analyses, suggestions pour le commentaire des classiques, orientation de la recherche et invitation à soulever maints replis du monde antique qui recèlent de l'inconnu. L'auteur déploie généreusement l'éventail de son sujet qui concerne l'histoire de notre société et donne aux humanités l'extension digne de leur nom. Jean Béranger

Hermann Strasburger: **Die Wesensbestimmung der Geschichte durch die antike Geschichtsschreibung.** Sonderabdruck aus Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main, Band 5 (1966) Nr. 3. Franz Steiner, Wiesbaden 1966. 63 S.

In den sehr durchdachten Ausführungen dieser Abhandlung, die einen Vortrag wiedergibt, beleuchtet Strasburger die Auffassungen über Wesen und Aufgabe der Geschichtsschreibung, die der griechischen Historiographie tatsächlich zugrunde liegen und sich in den Geschichtswerken selber äußern, ohne daß sie abgesehen von gelegentlichen, eher kurzen Bemerkungen von ihren Verfassern selber formuliert sind. Während Herodot noch die ganze Fülle menschlichen Daseins in seinen verschiedenen Erscheinungsformen in sein Geschichtswerk einbezieht, engt Thukydides den Stoff der nach seiner Meinung darstellungswürdigen Geschichte fast ganz ein auf die großen Ereignisse, vor allem Kriegsereignisse mit ihren Leiden und Katastrophen mit der pessimistischen Grundauffassung, daß das reine Machtstreben ohne moralische Hemmungen die wichtigste Triebfeder im Handeln der Völker und Staaten sei, womit Thukydides an urtümliche, sich vor allem im Epos äußernde menschliche Vorstellungen und Anschauungsweisen anknüpft. Sein Werk ist durch seine großartige schriftstellerische Kraft für alle Zeiten bis heute weitestgehend maßgebend geblieben. Die großen Ereignisse stehen ganz überwiegend im Vordergrund der Darstellung; Schilderung von Zuständen oder rein kultureller Entwicklung und Leistung tritt stark zurück als zu langweilig. Demgegenüber sucht die hellenistische Geschichtsschreibung vor allem mit Duris und Phylarch wieder zurückzukehren zu einer umfassenderen Darstellung geschichtlicher Vorgänge, die den Leser durch eindringliche, lebendige und auch dramatische Schilderung der Ereignisse das Geschehen unmittelbar auch menschlich miterleben läßt, während dann bei Agatharchides von Knidos und Poseidonios dazu noch die Erweiterung des Horizonts und Interesses sowohl auf die außergriechische Welt wie auf die

unteren Schichten menschlicher Gesellschaft hinzukommt. In den Breviarien der römischen Kaiserzeit zieht sich die Geschichtsschreibung in vergröbernder und primitiver Nachfolge des Thukydides wieder ganz auf die reine Darstellung spektakulärer Ereignisse zurück. Dieser Ablauf wird mit einer Fülle eindringender und scharf beobachteter Interpretationen vorgeführt.

Ernst Meyer

S. Sambursky: **Das physikalische Weltbild der Antike.** Bibliothek der Alten Welt. Reihe Forschung und Deutung. Artemis-Verlag, Zürich 1965. 646 S. Fr. 58.–.

Der Band vereinigt glücklich drei frühere, 1954 bis 1962 hebräisch und englisch erschienene Publikationen. Er verrät ebenso sehr souveräne Kenntnis des antiken wissenschaftlichen Denkens und griechischer Naturwissenschaft im engern Sinn wie Vertrautheit mit deren neuzeitlichen Gegenstücken – ihre Konfrontierung durchzieht das ganze Werk: so ist z. B. die *τονικὴ κίνησις* des stoischen *πνεῦμα* mit der Ätherhypothese des 17. Jahrhunderts und mit der modernen Feldtheorie zusammengebracht (210ff., bes. 218ff.), die Determiniertheit des Geschehens bei Leukipp und Demokrit mit der mathematischen Auffassung der Kausalität von Newton an (228f.), der Bezugscharakter des Raumes in der Sicht eines Theophrast mit Darlegungen von Leibniz (380f.) usw. Dabei tritt immer deutlicher zutage, daß die antike Wissenschaft trotz ihres evidenten historischen Zusammenhanges mit jener der Neuzeit vor allem qualitativ bestimmbare, logische Sinnzusammenhänge sucht – die moderne Tendenz zur quantitativen Erfassung und zu deren direkter, technischer Auswertung bleibt ihr fremd. Zwei entscheidende Nachweise stechen in Samburskys Darstellung hervor: erstens jener für die Dynamik des stoischen Naturbegriffes (vgl. oben zu *τονικὴ κίνησις*), im Gegensatz etwa zur vergleichsweise statischen Konzeption des Aristoteles, und zweitens – im Rahmen der faszinierenden, weithin Neuland abmessenden Darstellung spätantiker Lehren – der Aufweis, inwiefern die Kosmologie eines Johannes Philoponos z. B. mit ihrer radikalen Trennung von Natur und Gott, Naturwissenschaft und Theologie, moderne Weltauffassungen vorwegnimmt.

Neben dieser hervorragenden Leistung, die besonders unser Verständnis für die Spätantike fördert, fallen vereinzelte Einwände kaum ins Gewicht (so ist 383 oben wohl zu summarisch ein jüdisch-christlicher Einfluß auf die Neuplatoniker vorausgesetzt oder – auf anderer Ebene – 231 unten der Begriff «wissenschaftlich» zu offensichtlich gleichgesetzt mit «im Sinne der modernen Naturwissenschaft» u. ä.). Das ausführliche Register enthaltende Werk ist typographisch sehr gut gestaltet: ein wenn auch im Preise etwas teures Schmuckstück der neuen Artemisreihe Forschung und Deutung.

J. P. Locher

Hellmut Flashar: **Melancholie und Melancholiker in den medizinischen Theorien der Antike.** W. de Gruyter, Berlin 1966. 145 S. DM 28.–.

Eine reiche und vorzüglich geschriebene Monographie, die innerhalb des größern Horizontes von «Saturn and Melancholy» (Klibansky-Panofsky-Saxl) die antiken Bezeugungen und Lehren über Melancholie, melancholische Leiden und den melancholischen Typus sorgfältig analysiert und sie in chronologischer Folge darstellt. Die Abhandlung geht vom Corpus Hipp. aus (Aer. 10 als «frühestem Beleg»), zieht dann manche Linien, die schon vorgezeichnet waren, kräftiger aus und dringt in den Kapiteln über Diokles und insbesondere über Rufus und Poseidonios zu Aufschlüssen vor, die neue Aspekte eröffnen und sichern. Die Eingliederung des Melancholikers in die von der Renaissance aufgegriffene Temperamentenlehre verfolgt der Verf. bewußt nur, soweit antike Zeugnisse Aussagen hergeben; endgültige Auskunft über die Ausbildung der Temperamentenlehre werden ja wohl die Arabisten geben müssen. Die Vertrautheit mit modernster psychiatrischer Forschung und Lehre schärft den Blick des Verfassers für Kontur und Gehalt der psychischen Erscheinungen, die in der Antike der Melancholie zugerechnet werden; zu Recht sind die somatischen Wirkungen der «schwarzen Galle» an den Rand gedrängt. Wo die Grenze zwischen problematischem und assertorischem Urteil überschritten zu sein scheint («es kann kein Zweifel sein»), denkt man an die Versuchung und Schwierigkeit historischer Untersuchungen, aus karger Überlieferung einen gesicherten Sachzusammenhang zu erschließen.

W. Müri

Max Cary und *Eric H. Warmington:* **Die Entdeckungen der Antike.** Kindlers Kulturgeschichte. Kindler, Zürich 1966. 520 S., 4 Farbtaf., 34 Schwarzweiß-Abb., 11 Karten. Fr. 32.40.

Ein umfassendes Thema, das sich die beiden Autoren geographisch aufgeteilt haben und mit englischer Seekenntnis und vorsichtiger Kritik auch für die Landwege behandeln. Immer wieder stellen sie durch Ausblicke auf die neueren Entdeckungen die andersartigen des Altertums plastisch heraus, auch für ein weiteres, nicht anspruchsloses Publikum. «Ihr ganzes Buch wirkt ... so einheitlich ..., als ob es aus einem einzigen Gusse käme» – so schrieb Ernst

Hohl im Gnomon 1933, 279. Und das ist der Haken: So wertvoll das Buch ist, es stammt, bis auf wenige eingefügte Sätze, von 1929, und die verwertete Literatur endet fast ausnahmslos mit diesem Datum der englischen Erstausgabe (The ancient explorers, bei Methuen). Hinzugekommen sind 38 instruktiv ausgewählte und scharf wiedergegebene Abbildungen sowie eine nützliche Zeittafel. Und wenn auch der Verlag das erste Erscheinungsdatum seltsamerweise unterdrückt (er gibt dafür das Copyright der englischen Taschenbuchausgabe von 1963 an!), so gilt für diese vermutlich erste deutsche Ausgabe (französische Übersetzung: Payot, Paris 1932) noch heute, was Ernst Hohl der englischen schon vor 34 Jahren gewünscht hat: «daß das nützliche und anziehende Buch auch in Deutschland [nun: im deutschen Sprachgebiet] Leser finden möge», mit der Reserve, die einem wissenschaftlichen Werk gegenüber angebracht ist, das älter ist als wohl ein Großteil seiner Leser. F. Hieronymus

The Cambridge History of Later Greek and Early Medieval Philosophy, ed. by *A. H. Armstrong.* Cambridge University Press 1967. XIV, 711 S. 95 sh.

In dem ursprünglich als Fortsetzung von W. K. C. Guthrie, A History of Greek Philosophy geplanten Gemeinschaftswerk, das durch eine treffliche Einführung und viele Querverweise des Herausgebers vor dem Auseinanderfallen bewahrt worden ist, verfolgt H. Liebeschütz von Boethius an über die karolingischen Denker die Nachwirkungen des antiken Neuplatonismus bis zu Anselm von Canterbury (1033–1109), R. Walzer vom Standpunkt des Arabisten von Al-Farabi bis Averroes (1126–1198). Ein imposantes neuartiges Bild einer 1500-jährigen Entwicklung steht vor uns; der Gesamtauffassung wird man fast immer zustimmen, und wo die Forschung schwankt, ist es oft zum Ausdruck gebracht oder geht aus der Dokumentation hervor. Außerordentlich geschickt hebt im ersten Hauptteil Ph. Merlan bei der aristotelischen Beurteilung der platonischen Alterslehre – für die Schätzung von *περὶ τἀγαθοῦ* ist er einer der Initiatoren, bleibt aber zurückhaltend –, bei der Kennzeichnung der alten Akademie, des Aristoteles, des kaiserzeitlichen Vorneuplatonismus und Pythagoreismus (mit Numenios), des Peripatos und der späten Stoa die Momente hervor, die im Neuplatonismus fruchtbar geworden sind, und durch diese historische Teleologie verhindert er die Langeweile eines doxographischen Berichtes. Nach dem sachgerechten kleinen Kapitel über Philo, Irenaeus und Origenes von H. Chadwick – wenn nun Ammonios Sakkas als philosophischer Lehrer des Origenes gesichert ist, verliert die Disposition etwas an Überzeugungskraft – folgt das Kapitel über Plotin von Armstrong selber; verhältnismäßig viel Platz wird dem Leben und der Lehrweise gegeben, verhältnismäßig knapp ist die Lehre selber behandelt, aber durch gut gewählte Beispiele wird die Intention Plotins im ganzen deutlich, die Lehre vom lebenstrotzenden sensiblen All und vom noch strotzenderen intellegiblen, von dem undeterminierten obersten Einen, von der durch *τόλμα* (vom gnostischen Begriff abgehoben) abstürzenden Seele, die doch andererseits naturgemäß in die untere Welt hinuntersteigen muß, um dann durch innere Reinigung zur Schau des Höchsten zurückzukehren. A. C. Lloyd hat auf engem Raum mehr Mühe, gerundet über Porphyrios, Iamblich, Proklos, Damaskios (Synesios z. B. muß fehlen) zu sprechen und das Neue gegenüber Plotin hervorzuheben. Die Stelle aus Porphyrios über die Materie bei Simplicius, In phys. 230, 34ff. D., aus der trügerisch die Vorwegnahme der plotinischen Hypostasenlehre durch Moderat um 100 n. Chr. hervorzugehen scheint und die Merlan S. 92ff. zu vertrauensselig behandelt hatte, wird S. 292 ohne Rückweis noch einmal philosophischer interpretiert, ohne endgültige Klärung. Bei dem Teil von R. A. Markus über Marius Victorinus – dank P. Hadot nun ein dankbarer Stoff – und Augustin, für den mit Recht die Gegenwärtigkeit der römischen Zivilisation hervorgehoben wird, hätte man vielleicht dem Sinn der History entsprechend stärkere Konfrontation mit neuplatonischen Sätzen erwarten können, z. B. bei der Erleuchtungs-, Phantasie-, psychologischen Trinitätslehre, womit auch Porphyrios mehr Relief bekommen hätte. Dem Platonismus der Kappadokier, dem der einheitliche philosophische Tenor mangelt und der gegenüber Augustin gerade deswegen unfreier ist, weil er nur neuplatonische Bruchstücke in die Theologie einbaut, läßt I. P. Sheldon-Williams außer der Besprechung des Dionysius Aeropagita und seines Kommentators die des Philoponos, der Gazaeer, der Philosophie, die hinter dem Bilderstreit liegt, und des Eriugena folgen, in dem vielfach unbekannten byzantinischen Gebiet zur Nacharbeit lockend wie die schon genannten Bearbeiter der zwei Schlußteile.

W. Theiler

Jahrbuch für Antike und Christentum. Jahrgang 6 (1963) und 7 (1964). Aschendorff, Münster/Westf. 1964 und 1966. 194 S., 22 Taf.; 184 S., 11 Taf.

Aus dem wie gewohnt vorzüglich redigierten und ausgestatteten Jahrbuch des F. J. Dölger-Instituts in Bonn können hier nur wenige Beiträge genannt werden. Im 6. Band stellt A. Dihle aufschlußreich die Christianisierung Indiens in den Rahmen der handelspolitischen Rivalität zwischen Rom und den Parthern bzw. Sassaniden: Während das Indusgebiet im 2. Jahrhundert

von der parthisch-syrischen Kirche missioniert wurde und aus Edessa die Thomaslegende übernahm, kam das ältere südindische (Bartholomäus-)Christentum auf der Monsunroute aus Ägypten und bewahrte bis zum Rückgang der römischen Macht im Roten Meer den Zusammenhang mit seinem Ursprungsland. – Th. Klauser zeigt in der 6. Folge seiner 'Studien zur Entstehungsgeschichte der christlichen Kunst', daß die Verbindung des Sirenenabenteuers des Odysseus mit einer Gruppe lehrender Philosophen auf Sarkophagen des 3. Jahrhunderts heidnischer Herkunft ist. Gegen Courcelle und Cumont deutet er die (vorneuplatonische) Bildkomposition nicht eschatologisch, sondern sieht in ihr die Berufung auf ein den Verlockungen der Lust nicht verfallenes, den Lehren der Moralphilosophie entsprechendes Leben. Zur Sirenenallegorie wäre jetzt auch E. Kaiser, Mus. Helv. 21 (1964) 111ff. zu vergleichen.

Im Jahrgang 1964 behandelt die 7. Folge von Dölgers nachgelassenen 'Beiträgen zur Geschichte des Kreuzzeichens' die schützende und bannende Kraft des Kreuzes in Volksglauben und -medizin. Berichte über Traumheilungen durch Kosmas und Damian erinnern unmittelbar an die Asklepioswunder von Epidauros, ähnlich wie das Kreuzzeichen an Türen und die Schutzinschrift *Χριστὸς ἐνθάδε κατοικεῖ* den ältern Haussegen *Ἡρακλῆς ἐνθάδε κατοικεῖ, μηδὲν εἰσίτω κακόν* fortsetzen. – W. Speyer macht wahrscheinlich, daß der Rahmen von Minucius' Dialog Octavius nach literarischer Topik, nicht nach wirklichem Erleben gestaltet ist. – Einen willkommenen Nachtrag zum RAC bringt H. Zilliacus' Artikel 'Anredeformen'.

F. Heinimann

Albin Lesky: **Gesammelte Schriften.** Aufsätze und Reden zu antiker und deutscher Dichtung und Literatur, hg. von Walther Kraus. Francke Verlag, Bern 1966. 720 S., 3 Taf. Fr. 88.–.

Der mehr als fünfzig Publikationen des Wiener Gräzisten umfassende Band ist (ebenso wie die unten angezeigte Festschrift) zu seinem 70. Geburtstag vom 7. Juli 1966 erschienen. Durch die im Einvernehmen mit ihm selbst erfolgte Auswahl wird seine repräsentative Gültigkeit gesichert, und das Bild der Spannweite, welches er von A. Leskys Lebenswerk vermittelt, findet in dem als Anhang gedruckten Verzeichnis seiner Schriften eine Vervollständigung. Die Sammlung gliedert sich in die Abschnitte Homerisches, Zur griechischen Tragödie, Mythos und Folklore, Varia Graeca, Latina, Zu deutscher Dichtung, Würdigungen und Ansprachen.

Den die zeitgenössische Forschung wie wenige seiner Fachgenossen überblickenden Gelehrten, dem wir außer manchen Bibliographien die schon unentbehrlich gewordene Geschichte der griechischen Literatur verdanken, erkennt man auch an seinen Einzelstudien. Wenn er in diesen ausgiebig auf die gelehrte Literatur eingeht, so geschieht es vorzugsweise im Sinne einer prinzipiellen Auseinandersetzung mit ganzen Richtungen der Forschung. So nimmt er an der modernen Theorie von der Mündlichkeit der homerischen Epik die unseres Erachtens notwendige Einschränkung vor. Für die Tragödie steckt er mit seiner gewohnten Besonnenheit die Grenzen zwischen psychologischer Ausdeutung und Berücksichtigung der dramatischen Technik ab. Hethitische und phönikische Funde endlich geben ihm Gelegenheit, das Problem orientalischer Einflüsse für die Sagengeschichte neu zu stellen. Die Nachwirkung griechischer Schöpfungen wird an einzelnen Beispielen aus der römischen Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit bis zu Anouilhs Antigone behandelt, und eine Studie über die japanische Noh-Bühne beleuchtet das attische Drama durch den Vergleich mit einer Theaterform des fernen Ostens. Die Geschichte des Humanismus im engeren Sinn ist vertreten durch eine Studie über Goethe den Hellenen sowie die Würdigungen von Rudolf Heberdey und Ludwig Radermacher.

F. Wehrli

Donum natalicium Albin Lesky. Wiener Studien 79 (1966). 639 S. DM 54.–.

Die Albin Lesky am 7. Juli 1966 zu seinem 70. Geburtstag dargebrachte Gabe bringt die Stellung, welche der Jubilar in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, zu eindrücklicher Darstellung. Die beiden Herausgeber, Rudolf Hanslik und Walter Kraus, haben darin Beiträge von mehr als 60 Mitarbeitern vereinigt, von Gelehrten aller Lebensalter und aus aller Herren Ländern. Entsprechend weit ist der Stoffbereich, aus dem die Themen gewählt sind. Er umfaßt außer der griechischen Literatur, welche als das eigentliche Arbeitsgebiet des Geehrten am reichsten vertreten ist, die lateinische Literatur, auch der christlichen Zeit, ferner Sprachwissenschaft, Philosophie, Religionsgeschichte, Archäologie und Geschichte der Antike. Damit wird die Altertumswissenschaft in einem universalen Sinne beschworen, wie sie heute nur noch für wenige Wirklichkeit hat. Möge alles Wertvolle, das die einzelnen Beiträge bergen, in der Überfülle des Dargebotenen auch zur Geltung kommen! F. Wehrli

Gilbert Murray: **Hellas und die Welt von heute.** Im Anhang: Sind unsere Perlen echt? Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1966. 80 S.

Die sechs Radiovorträge des sechsundachtzigjährigen G. M. vom Jahr 1952 bieten auch dem Philologen unbekannte Fakten, jedenfalls neue Gesichtspunkte, Kombinationen, Urteile, die ihm lebhafte Zustimmung oder Ablehnung entlocken. Mit wenigen sicheren Strichen wird

das Bild des wahren Hellenentums gezeichnet und von der barbarischen Umwelt abgehoben (Beispiel: das orientalische Siegesdenkmal und das griechische Tropaion). Murray – selbst ein aktiver Kämpfer für Völkerbund und Weltfrieden – zeigt am Beispiel des Peloponnesischen Krieges die verheerenden Folgen der Machtgier. Mit dem Hellenismus vergleicht er die Umgestaltung unserer europäischen Welt, die Entmachtung der Nationalstaaten (= Poleis) und die Hoffnung auf ein Rom jenseits des Atlantischen Ozeans, das die hellenische Kultur retten könnte. – Die Präsidialadresse der Classical Association 1954 mit dem Titel 'Sind unsere Perlen echt?' stellt ohne jede Orthodoxie und Rechthaberei die Frage nach dem Wert einer klassischen Literatur und ihrer Tauglichkeit als Wertmesser für Produkte, die sich heute als Dichtung ausgeben. P. Wolf

Griechische Verse. Griechische Prosa. Vorgetragen von *Konrat Ziegler*. [Un disque M 33 (007 376)]. Hergestellt von der Deutschen Grammophon-Gesellschaft. Olms, Hildesheim.

Dans une introduction fort claire, M. Ziegler expose ce que la linguistique et la métrique enseignent sur la diction de la prose et de la poésie grecque. Mais il attire aussi l'attention sur le fait que ces données, généralement admises, ne sont pas respectées par les modernes dans la lecture à haute voix des œuvres anciennes. Se laissant influencer par sa langue maternelle, qui ne connaît pas le rythme résultant d'une succession de longues et de brèves, ni l'accent de hauteur, le récitant en arrive à fausser la mesure du vers grec et à lui imprimer un accent tonique qui lui est étranger. M. Ziegler, quant à lui, s'est appliqué à restituer la diction hellénique, et nous en offre des exemples variés: le début de l'Odyssée, des fragments d'Oedipe-Roi, des Acharniens, de l'Anabase, de Thucydide, de l'Apologie de Socrate de Platon. L'auditeur sera certainement frappé du relief que prennent ces textes par cette lecture faisant ressortir immédiatement les différences de ton entre le récitatif de l'épopée et le théâtre, puis, à l'intérieur de celui-ci, entre les parties jouées et le chœur, entre le drame et la comédie. De même, les trois styles des prosateurs s'imposent dans les caractéristiques respectives. On admirera aussi la maîtrise avec laquelle M. Ziegler surmonte les difficultés que présente un 'récital' si contraire à nos habitudes, notamment en ce qui concerne la pose de la voix. – Le disque, dont la sonorité est excellente, est accompagné d'un feuillet portant les textes grecs et leur traduction en allemand. Juliette Ernst

Jakob Werner: **Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters aus Handschriften gesammelt.** 2., überarbeitete Auflage von *Peter Flury*, mit einem Vorwort von H. Haffter. Carl Winter, Heidelberg 1966. 140 S. DM 14.80.

Werner hatte 1912, als Zürcher Bibliothekar, in Hilkas 'Sammlung mittellateinischer Texte' rund 2500 mittelalterliche, vielfach leoninische Hexameter und Disticha in alphabetischer Ordnung herausgegeben. Hauptquelle war eine Basler Handschrift des frühen 15. Jahrhunderts. Flury hat diese Ausgabe sorgfältig überarbeitet, einige weitere Handschriften verglichen und rund 200 Verse neu aufgenommen. Über Werner hinaus weist er zu allen Nummern die Parallelüberlieferung in inzwischen gedruckten Sammlungen nach. Zu a 42, d 158 und f 23 wäre ein Hinweis auf den cod. Sangall. 462 vom Jahre 1510 nachzutragen, den Flury in andern Fällen unter der Signatur SG[1] berücksichtigt; er ist jetzt herausgegeben von A. Geering und H. Trümpy, Das Liederbuch des Johannes Heer von Glarus, Schweizer Musikdenkmäler 5 (Basel 1967), vgl. dort S. 178ff. A 3, 99 und 4. – Obwohl für die breite sonstige Überlieferung seit kurzem H. Walthers umfassender Thesaurus der 'Proverbia sententiaeque Latinitatis medii aevi' (5 Bde., Göttingen 1963–67) zur Verfügung steht, ist Flurys Neuausgabe zu begrüßen. Sie leistet an einer kleinern Auswahl gründlichere Vorarbeit zum sprachlichen und sachlichen Verständnis des mittelalterlichen Spruchguts. F. zeigt insbesondere, wie in manchen Versen und Versteilen antike Vorbilder in vielfach abgewandelter Form weiterleben, und erschließt die Sammlung durch wertvolle Anhänge zu Metrik, Grammatik und Stil und durch Wort- und Sachregister. F. Heinimann

Lexicon mediae et infimae Latinitatis Polonorum. Vol. II fasc. 8 (16). Polska Akademia Nauk, Warszawa 1965.

Auf dieses Lexikon, das die mittelalterliche und humanistische Latinität Polens darstellt, ist in dieser Zeitschrift schon früher lobend hingewiesen worden (17, 1960, 51). Heute kann wiederum anerkennend mitgeteilt werden, daß es in regelmäßigem Fortschreiten begriffen und mit der 16. Lieferung bis zum Verbum *convenire* gelangt ist. H. Haffter

Agostino Pertusi: **Leonzio Pilato fra Petrarca e Boccaccio.** Le sue versioni omeriche negli autografi di Venezia e la cultura greca del primo umanesimo. Civiltà Veneziana, Studi 16. Istituto per la collaborazione culturale, Venezia/Roma 1964. XXIV, 600 S., 32 Taf. Lit. 12 000.

1353/54 erhielt Petrarca vom gelehrten Dolmetscher Nikolaos Sigeros, dem Gesandten Konstantinopels in Avignon, einen griechischen Homer; P. identifiziert ihn mit dem Ilias-

text Ambros. gr. I 98 inf. Die Freude Petrarcas über den Besitz und die Klage über seine Unfähigkeit, ihn zu benützen, sind bekannt. Er hatte es bei seinem Griechischlehrer Barlaam zu nichts gebracht. 1358/59 traf er den Kalabresen Leonzio Pilato, der mehrere Jahre in Kreta verbracht hatte und sich für einen Griechen ausgab, und ließ sich die ersten fünf Bücher der Ilias übersetzen. Doch das ungepflegte Äußere und die mürrische Art des Mannes hielten ihn davon ab, von ihm etwas zu lernen, und auch das Übersetzungswerk wäre stecken geblieben, wenn sich nicht Boccaccio eingeschaltet hätte. Dieser nahm Leonzio 1360 zu sich nach Florenz und verschaffte ihm einen Lehrstuhl. Im Sommer 1363 war der lateinische Homer vollendet. Leonzio begab sich nach Konstantinopel; bei der Rückreise 1365 wurde er auf dem Schiff vom Blitz erschlagen. Petrarca mußte sich mehrere Jahre gedulden, bis ihm Boccaccio eine Abschrift der Übersetzungen sandte. Nach diesen (verlorenen) Kopien verfertigte sein Amanuensis Giovanni Malpaghini da Ravenna die berühmten Hss. Paris. lat. 7880, 1 und 2, die Petrarca selbst mit Anmerkungen versah. Köstlich werden im 1. Kap., das dem Buch den Titel gibt, die Stationen dieser Begegnungen und der rastlosen Umherreiserei Petrarcas rekonstruiert.

Kap. 2 'I due Omeri autografi di Leonzio Pilato' bringt die große Entdeckung P.s: Die Ilias Ven. Marc. gr. IX 2 und die Odyssee Ven. Marc. gr. IX 29, von Allen dem 16. bzw. 15. Jahrhundert zugewiesen, sind von Leonzio geschrieben, sowohl der griechische Text wie die lateinische Interlinearversion und der Marginalkommentar. Die Hand Leonzios erkannte P. zuerst in der Interlinearversion des Euripides Flor. Laur. 31, 10 (in einer Randbemerkung richtet sich Leonzio an einen *Musarum cultor Iohannes*, d. i. Boccaccio; er interpretierte ihm um 1362 die Hecuba vor) und in dessen Kopie Laur. S. Marco 226. Die Schrift ist aus der frühern süditalienischen entwickelt. Für die Provenienzbestimmung und Datierung griechischer Hss. sind P.s Erkenntnisse wichtig; noch Turyn datiert S. Marco 226 falsch ins 16. Jahrhundert. – Kap. 3 'Le copie delle versioni omeriche di Leonzio' enthält das Verzeichnis und die Beschreibung der übrigen erhaltenen Hss. – Kap. 4 'Le versioni omeriche di Leonzio Pilato' gibt als Probe eine kritische Ausgabe der 150 Anfangsverse beider Gedichte. Die Abhängigkeitsverhältnisse sind kompliziert: es liegen Autorenvarianten vor; auch Boccaccio und Petrarca haben am Text herumkorrigiert.

Kap. 5 'Leonzio commentatore di Omero': Der Odysseekommentar ist im Autograph enthalten, während das Iliasautograph eine Art Reinschrift mit nur wenigen Anmerkungen darstellt. Sie können ergänzt werden aus Petrarcas Randnoten und aus Boccaccios 'Genealogie deorum gentilium'; beide benützten als Hauptquelle Leonzios Kommentar. Quellen für dessen Erklärungen waren die D-Scholien der Ilias, die V-Scholien der Odyssee, die Lykophronscholien, Euripides, Vergil und ein Etymologikon. Leonzios eigener Phantasie entsprang weniger, als P. annimmt (292 Anm. 2 «Nè Omero, nè altri fonti, ch'io sappia, dicono che Cinire sia stato invitato alla guerra dagli Achei ...»; aber die Quellen sind z. B. im Artikel 'Kinyras' der RE leicht zu finden. 309 Anm. 3 «Nessuna fonte a mia conoscenza però dice che Priamo e Antenore fossero fratelli»: Mythogr. Vat. 1, 204). – In Kap. 6 'Leonzio traduttore di Omero' rückt P. die bei allen Mängeln beachtliche Leistung Leonzios ins rechte Licht gegenüber den Vorwürfen der Humanisten und dem durchwegs abschätzigen Urteil des 19. Jahrhunderts. Wohl enthält seine Wort-für-Wort-Übertragung zahlreiche schwere Irrtümer. Aber seine Methode vermochte ein getreueres Bild der homerischen Gedichte zu vermitteln als die zahlreichen – fragmentarischen – Übersetzungsversuche des 15. Jahrhunderts, die sich mit ihren ciceronianischen Perioden oder ihrem falschen poetischen Schmuck weit vom Original entfernten. Wertvoll ist die als Anhang 521–529 gegebene Liste der Übertragungen Homers ins Lateinische.

Kap. 7 'Conclusione. Cultura bizantina e primo umanesimo italiano'. Der griechische Dialekt Unteritaliens, die Muttersprache Leonzios, hätte zum Verständnis eines antiken Autors niemals ausgereicht. Es muß dort eine Schultradition gegeben haben, wohl in den Klöstern. Den Beweis liefert eine ansehnliche Liste von griechischen Hss., die vom 10. bis zum 14. Jahrhundert in Süditalien geschrieben worden sind; es sind besonders Grammatiker und Lexika, aber auch Klassiker-Hss. Daß andere Zeugnisse dafür fehlen, erklärt sich aus dem im Gegensatz zum Italien Petrarcas und Boccaccios unenthusiastischen und undramatischen kulturellen Betrieb. Diese Charakterisierung gilt auch für Byzanz und Thessalonike. 'Non ci fu umanesimo e non ci fu rinascimento, perchè non ci fu problema' erklärt P. pointiert (519) gegen neuere Versuche, von Humanismus und Renaissance auch in der byzantinischen Welt zu sprechen. Petrarca und Boccaccio aber haben mit ihren Bemühungen um Homer eine für die spätere Entwicklung bahnbrechende Leistung vollbracht, und Leonzio Pilato war ihr unentbehrliches Werkzeug. Homer, auch in diesem unscheinbaren lateinischen Gewand, bedeutete für sie eine Offenbarung und erregte den Durst nach den Originalen, der im folgenden Jahrhundert zur Eroberung der griechischen Literatur führte. – Der Reichtum des ausgezeichnet gearbeiteten und präsentierten Werkes ist durch mein Referat nicht ausgeschöpft. J. Delz